Heinrich Heine und Alfred de Musset.

Beiträge zur vergleichenden Charakteristik beider Dichter.

Von

Professor Th. Wiegand,

Oberlehrer an der Realschule zu Werdau.

1912. Progr.-Nr. 827.

9we 12 (1912)

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

UNIVERSITÄTS- UND LANDESBIBLIOTHEK
DÜSSELDORF

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Vorwort.

Absichtlich haben wir der vorliegenden Abhandlung die Bezeichnung „Beiträge“ gegeben, um von vornherein darauf hinzuweisen, dass wir nicht das ganze Thema erschöpfen, sondern nur einen Teil desselben behandeln und im folgenden darlegen wollen, welches die gesellschaftlichen Beziehungen der beiden in Frage stehenden Autoren waren, wie weit die wechselseitige Kenntnis ihrer Werke ging, ob und in welchem Masse sich daraus eine Beeinflussung des einen durch den anderen nachweisen lässt, was darüber im grossen ganzen schon für Ansichten geäussert worden sind und schliesslich, welche Aehnlichkeiten sich in der Charakteranlage und dem Lebensgange der beiden Dichter auffinden lassen. Die vergleichende Betrachtung ihrer literarischen Tätigkeit selbst aber, ihrer dichterischen Eigentümlichkeiten und ihrer Werke würde, wenn man sich nicht auf eine kurze, oberflächliche Aufzählung der in allen Biographien und Kritiken wiederkehrenden Gemeinplätze beschränken wollte, den der gegenwärtigen Veröffentlichung ungefähr zugemessenen Rahmen weit überschreiten. Die Fülle von überraschenden Ähnlichkeiten, auf die wir bei der langen Beschäftigung mit den Werken beider Dichter aufmerksam geworden sind, und die hauptsächlich in ihrer Auffassung von der Liebe, in ihren religiösen Anschauungen, ihrem Urteil über Literatur und Kunst, überhaupt in der Betätigung ihrer kritisch-skeptischen Ader zu tage treten, nach der sprachlichen Seite hin hauptsächlich in dem Reichtum von vielfach zum Vergleiche herausfordernden Bildern bestehen, müssen wir daher zunächst unberücksichtigt lassen, um uns vielleicht bei passender Gelegenheit an anderer Stelle darüber zu verbreiten.

Hieran anschliessend dürfen wir nicht verhehlen, dass der zu behandelnde Stoff schon Gegenstand kritischer Erörterungen gewesen ist. Wenn wir trotzdem kein Bedenken tragen, nochmals darauf einzugehen, so geschieht dies einmal, weil die

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

vorliegende Frage seit Jahren unser lebhaftes Interesse erweckt und uns zu eifrigen Studien angeregt hat, zum anderen, weil wir, wie dies eben oft geschieht, erst vor kürzerer Zeit beim Sammeln der einschlägigen Literatur die Schrift kennen gelernt haben, die sich am eingehendsten mit der Verwandtschaft der oben genannten Dichter beschäftigt, nämlich das im Jahre 1897 in Zürich erschienene Werkchen von Dr. Louis P. Betz „Heinrich Heine und Alfred de Musset. Eine biographisch-litterarische Parallele". Es kann uns nun nicht in den Sinn kommen, Herrn Betz zu berichtigen oder zu seinen Ausführungen eine Masse neuer und bedeutsamer Züge hinzufügen zu wollen. Dazu ist genannter Herr ein zu geübter und gewissenhafter Schriftsteller, ein zu guter Kenner der in Frage stehenden Autoren, wie ja die überaus beifällige Aufnahme seiner Veröffentlichungen deutlich bewiesen hat. Überdies stand ihm ja an seinem Platze, recht eigentlich zwischen zwei bedeutenden Kulturvölkern, jedenfalls ein reiches Quellenmaterial zur Verfügung. Seit der Betzischen Veröffentlichung sind aber 14 Jahre verflossen und in der Zwischenzeit eine Reihe von Werken erschienen, die zum Teil eingehend über Heine oder Musset handeln, über manchen Punkt im Leben und Schaffen des einen oder des anderen ein schärferes Licht werfen und daher von uns oft zu Rate gezogen worden sind. Ausserdem fanden wir bei dem Vertiefen in die Ausführungen des Herrn Betz nicht nur vieles, worauf wir selbst schon aufmerksam geworden waren, sondern es kam uns auch zum Bewusstsein, dass wir über das und jenes doch unsere eigenen Gedanken hatten; andererseits erschienen uns, zum Teil von ihm angeregt, Einzelheiten in verschiedener Beziehung bedeutsam genug, um sie besonders hervorzuheben. Eine Anzahl davon ist vielleicht Herrn Betz nicht wichtig genug vorgekommen, andere hat er nur ganz flüchtig berührt, die wir mit der uns Deutschen nun einmal eigenen, vielleicht übertriebenen Gründlichkeit ausführlicher zu behandeln gedenken. Obwohl es kein besonders verdienstliches Werk ist, auf den von Herrn Betz flüchtig gezeichneten Konturen vielfach nur vollere Farben aufzutragen, so ist dies doch erst nach eingehender Prüfung und selbständiger Sichtung des vorliegenden Materials möglich gewesen. Von Anfang an einen anderen Weg einschlagend und einem anderen Plane folgend, sind wir zu den gleichen oder ähnlichen Ergebnissen, wie Herr Betz sie uns in der anmutig essayartigen Form seiner Veröffentlichung bietet, meist an anderer Stelle und in anderer Verbindung gelangt. Im übrigen gilt hier wie überall das alte Wort: „Si duo faciunt idem, non

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

est idem", ein Ausspruch, den wir wiederholt bei Durchsicht der verschiedenen von uns benutzten Werke, namentlich denen der Heine-Kritik, bewahrheitet gefunden haben. Dass in der Anführung dieses Diktums nicht eine Selbstüberhebung in bezug auf die folgenden Ausführungen liegen kann, beweisen wohl zur Genüge die weiter oben dem Werke des Herrn Betz gewidmeten anerkennenden Worte.

Schliesslich wollen wir noch bemerken, dass bei der Anführung von Zitaten aus den am Ende dieser Abhandlung stehenden, alphabetisch geordneten bibliographischen Unterlagen, nur wenn es die Deutlichkeit erforderte, dem Namen des Autors eine nähere Angabe hinzugefügt wurde. Verschiedene beachtenswerte Werke konnten leider nicht mit zu Rate gezogen werden, da dieselben uns trotz wiederholter Bemühungen bei bedeutenden Bibliotheken als nicht vorhanden oder verliehen bezeichnet wurden.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

I.

Die zunächst zu erörternde Frage dürfte wohl die sein, ob ein tatsächlicher, direkter Einfluss des einen der zu betrachtenden Dichter auf den anderen oder gar eine wechselseitige poetische Einwirkung oder wenigstens Anregung zu erkennen und festzustellen ist. Dass der wissenschaftliche Beweis für eine dahin zielende Behauptung selbst geübten Forschern nicht leicht fällt, betonte schon Betz in seiner ersten Abhandlung über Heine: „Heine in Frankreich" (S. 308), dass aber eine solche Vermutung nahe liege, hob er in der Einleitung (S. IV) zu seiner „Parallele" hervor, indem er zunächst kurz auf die „äusseren und inneren Berührungspunkte im Leben und Dichten Heines und Mussets" hinwies, die denn auch in den verschiedensten Werken über den einen oder beide Dichter mehr oder weniger ausführlich behandelt werden. Der wichtigste jener äusseren Berührungspunkte, das beachtenswerteste Einflussmoment im Leben zweier geistig hervorragender Männer, ist vorhanden, wenn eine enge Bekanntschaft, ein häufiger persönlicher Verkehr, eine rege mündliche oder schriftliche Aussprache über literarische Fragen oder mindestens eine eingehende Kenntnis der Produkte des einen von seiten des anderen Bruders in Apoll nachzuweisen ist.

Wenn wir uns zuvörderst in dieser Hinsicht Klarheit verschaffen, soweit die gebotenen Unterlagen sie gewähren, so ist an erster Stelle die allgemein bekannte Tatsache nochmals hervorzuheben, dass eine persönliche Bekanntschaft beider Dichter bestanden, ein Zusammentreffen derselben öfters stattgefunden hat, ohne jedoch zu einem wirklichen Nähertreten zu führen.

Als Heine seine schon im Jahre 1823 in den Briefen an Immanuel Wohlwill und Maximilian Schottky angedeutete und in seinen Zeilen an Immermann vom 14. Oktober 1826 und an Varnhagen von Ense vom 24. Oktober 1826 und 1. April 1831 bestimmt geäusserte Absicht, Paris aufzusuchen, verwirklichte und am 3. Mai des letztgenannten Jahres in der Seinemetropole eintraf, verschafften ihm seine Empfehlungen, sein schon festbegründeter Dichterruhm (s. Brief vom 9. Juni

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

1827 an Moser und vom 21. April 1833 an Bruder Max) und seine politischen Gesinnungen nicht nur günstige Aufnahme bei deutschen Flüchtlingen und Schriftstellern verschiedenen Wertes, sondern er fand auch in Gesellschaftskreisen, zunächst wohl nur deutscher Nation und mehr jüdischer Religion, freundliches Entgegenkommen. In diesen Kreisen, vor allem im Salon des reichen, angesehenen Musikschriftstellers Ferdinand Hiller, der einer seiner ersten Bekannten in der Seinestadt wurde (s. Karpeles „Heinrich Heine und seine Zeitgenossen", S. 164) und einer seiner treuesten Freunde blieb, vermittelte sich wohl auch zum grossen Teil seine erste Bekanntschaft mit geistig bedeutenden Franzosen und Französinnen, wie er denn schon in einem Briefe an Varnhagen vom Mai 1832 den feurigen Anhänger des St. Simonismus, Michel Chevalier, seinen „sehr lieben Freund" nennt; während ihn Victor Bohain, der Herausgeber der „Europe littéraire", den er bald nach seiner Ankunft kennen lernte (s. „Geständnisse", S. 30), in das Pariser Halbweltleben einführen half. Im Hause Hillers lernte er auch Franz Liszt kennen, mit dem er in den Salons der George Sand, der Gräfin d'Agoult, die ihn als Dichter verehrte, und der Prinzessin Belgiojoso verkehrte (s. Karpeles „Zeitgenossen", S. 114). Wann und durch wen er bei der letzteren, die uns hier hauptsächlich interessiert, eingeführt wurde, liess sich nicht genau erkunden. Sie ist gemeint, wenn er in seinem Briefe an Campe vom 2. Juli 1835 erzählt, dass er auf dem Schlosse einer schönen Freundin in der Nähe von St. Germain im lieblichen Kreise vornehmer Personen und vornehmer Persönlichkeiten weile (s. auch Brief an Laube vom 27. Septbr. 1839). Ein kurze Zeit vorher, am 5. April 1835, an die Prinzessin selbst gerichteter Brief, in dem er auch von der tags zuvor bei ihr gesehenen George Sand ganz wie von einer erst kürzlich kennen gelernten Dame spricht, lässt nach dem ehrerbietigen Tone des Briefschreibers vermuten, dass seine Bekanntschaft mit der schönen Prinzessin erst seit kurzer Zeit datiert. Es ist wichtig, dies festzustellen, weil hauptsächlich nur in ihrem Salon oder in dem der Frau Jaubert eine häufigere Berührung mit dem bei beiden Damen verkehrenden Alfred de Musset wahrscheinlich ist. Nach ihren „Souvenirs" soll der zuletzt genannten Gattin des Staatsrats Jaubert der deutsche Dichter auf einem Balle im Winter 1835 vorgestellt worden sein, aber sein Brief vom 22. April 1835, mit dem er ihr sein Buch „De l'Allemagne" übersandte, ist der Beweis für einen schon vorher stattgefundenen Austausch mindestens schriftlicher Höflichkeiten. Obgleich sie sich lange ablehnend

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gegen seine Freundschaft verhielt, sah sie doch den geistreichen Spötter gern und oft unter ihren Gästen, wie sie ihn auch häufig im Landhause der Prinzessin Belgiojoso in Marly traf (s. Souvenirs, S. 286).

Wann der Dichter des „Rolla" zuerst in den Salons der beiden Damen erschien, lässt sich ebenfalls schwer ganz genau feststellen. Dies liegt hauptsächlich daran, dass, wie Emile Montégut in seinen „Esquisses littéraires" (S. 142) nicht mit Unrecht bemerkt, man erstaunt sein muss über die kleine Zahl von Tatsachen, die Paul de Musset, der berufenste Biograph seines berühmten Bruders, in seinem Buche über denselben aufführt, wenn auch Montéguts Behauptung, dass A. de Musset, richtig gesprochen, noch keinen Biographen hat und überhaupt keinen haben kann, nicht ganz ernst zu nehmen ist. Nach Léon Séché (S. 91) kannte Musset die Prinzessin Belgiojoso seit 1834 oder 35, nach Janze (S. 198) infolge ihrer gemeinsamen Freundschaft mit Frau Jaubert; die Bekanntschaft mit der letzteren muss daher auch mindestens ein Jahr eher angeknüpft worden sein, als Karpeles („Zeitgenossen", S. 207) und Paul Lindau annahmen, der (S. 232) schreibt: „Schon gegen Ende 36 wurde das innige Band mit der „marraine" geknüpft."

Ebenso nimmt Lindau (S. 119) als Zeit der ersten Begegnung unserer beiden Dichter schon den August 1833 an, die Periode, wo der durch die Veröffentlichung seines „Rolla" so interessant gewordene Musset, „eine gesuchte Persönlichkeit in den besten Pariser Salons wurde", ein ereignisvoller Monat für ihn auch deshalb, weil er damals die George Sand kennen lernte, und zwar gelegentlich eines von der Revue des Deux-Mondes ihren Mitarbeitern gebotenen Festmahles. In genannter Zeitschrift war nicht nur am 15. August das eben erwähnte Werk Mussets, sondern am 1. April schon sein André del Sarto erschienen. Der Direktor der 1831 gegründeten Revue, Buloz, der seiner Zeitschrift zu einem Weltruf verhalf, bat ja auch bald den berühmten deutschen Gast in einem schmeichelhaften Briefe um Beiträge für sein Blatt. Der erste derselben war im Jahre 1834 Heines Schrift „Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland", und da fortan alle seine französischen Veröffentlichungen in der Revue gedruckt wurden, da Buloz für das persönliche Wohl und das Schaffen beider Dichter (bez. M. vergl. die von seinem Bruder Paul de M. S. 239 erwähnten Besuche Buloz' Ende der 30er Jahre, bez. Heine vergl. Weill. S. 138) bis zu ihrem Tode ein reges Interesse bezeugte, ja sich beiden als

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wahrer Freund bewährte, so werden wohl auch in den Räumen der Revue Heine und Musset sich dann und wann getroffen haben. Sonst gingen ja ihre Wege weit auseinander in der Weltstadt, wo selbst gut befreundete und von gegenseitiger Zuneigung erfüllte Männer sich jahrelang nicht sahen (vergl. den Briefwechsel zwischen Heine und Alex. Dumas père vom Jahre 1854 bei Karpeles „Zeitgenossen", S. 329). Während Heine jahrelang durch die Buchhandlung von Heideloff und Campe (s. Biogr. von Karpeles, I. S. 107), wo alle Neuigkeiten aus der Heimat erzählt wurden, mit den für kürzere oder längere Zeit in Paris anwesenden, mehr oder weniger bedeutenden Landsleuten in enger Fühlung blieb, während er mit Kolb aus Augsburg und mit August Lewald aus Hamburg frohe Tage in dem kleinen Restaurant der rue Valois verlebte, während er jahrelang im engen Freundeskreise von Schriftstellern wie Gérard de Nerval, Eugène Sue, Théophile Gautier und Alphonse Royer u. a. schöne, fröhliche Stunden beim bescheidenen Frühstück in dem Café Montmartre verbrachte, war die Atmosphäre, in der Musset lebte, vor allem das Boulevard de Gand und das Café de Paris, die „assommoirs de luxe" wie Tortoni und das Café de la Régence (s. Séché, Widmungsbrief an die Gräfin d'Alton-Shée, S. 7 und S. 34), wo er nach Janzé (S. 61) zu den 50 Gründern des kostspieligen Cercle gehörte. Genaueres über Heines Leben in jenen Tagen enthält noch der Artikel von A. Brisson „Choses d'hier: Henri Heine Parisien et Boulevardier" (s. Annales vom 17. Oktober 1909; No. 1373). Legras, dessen Urteil uns meistens sehr massvoll und klar erscheint, bemerkt (S. 174) treffend, dass Heine, wie man sagen könnte, bei seiner Ankunft in Paris zugleich mehr und weniger vorfand, als er erwartet hatte, und was er uns weiter über Heines Leben in Paris, über seine gesellschaftlichen Beziehungen sagt, erscheint uns nach den vielen in Heines Werken verstreuten Bemerkungen über seine Vereinsamung als deutscher Gemütsmensch den tatsächlichen Verhältnissen näher zu kommen als die überschwenglichen Schilderungen Strodtmanns (S. 229/230).

Wie aus den vorstehenden Angaben schon ersichtlich ist, verkehrte Musset (s. Janzé S. 57), infolge seiner ausgesprochenen Neigung für das aristokratische Leben, nur mit jungen Leuten aus den hochadligen Familien Frankreichs und des Auslandes, den sogenannten Löwen der Gesellschaft, und gehörte nach P. de Musset (S. 173) abwechselnd den zwei fröhlichen Scharen an, die sein Freund Tattet und der Fürst Belgiojoso anführten. Aber schon bei Janzé (S. 83) finden

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wir erwähnt, dass er, obwohl er sich mit vielen jungen Leuten in vertrauter Gesellschaft zusammenfand, sich doch nicht eigentlich mit ihnen befreundete; ebenso betont Séché (S. 192), wie er in seinem Verkehr mit den Männern eine stolze Zurückhaltung bewahrte, die immer einen gewissen Abstand zwischen ihm und den Genossen seiner Vergnügungen liess.

Verhielt sich Musset schon hier infolge seines angeborenen Stolzes ablehnend gegen freundschaftliche Annäherungen, so wird dies noch viel mehr in den oben erwähnten Salons gegenüber dem schlicht-bürgerlichen deutschen Dichter zutage getreten sein. Wenn daher Kohut (S. 237) unter den Männern von grossem Verdienst, die Heine oft bei der „kleinen Fee" traf, auch Alfred de Musset mit als seinen Freund aufführt, so ist das eine zu weit gehende Behauptung; auch Karpeles (s. Biogr. S. 121) rechnet unter die Männer „jener neuen Schule", mit denen Heine in persönliche oder literarische Beziehungen kam, Alfred de Musset mit ein, aber Strodtmann (II. S. 231) drückt sich schon etwas vorsichtiger aus, indem er Musset nicht unter den Schriftstellern nennt, mit denen Heine am häufigsten verkehrte, sondern nur unter denen, mit welchen er dann und wann freundlichen Umgang pflog, und in den „Souvenirs" von Weill (S. 131), der doch 15 Jahre lang täglich bei Heine aus- und einging, fehlt bei Aufzählung der Autoren und Berühmtheiten, die Heine nach Verabschiedung seiner deutschen Freunde aufzusuchen pflegte, der Name Mussets vollkommen.

Mit Recht stellt es Betz (S. 5) wie auch Melchior (S. 21) als sonderbar hin, dass, „obwohl sie sich oft und mancherorts trafen", Heine nie zu Musset in ein näheres Verhältnis getreten ist. Verkehrten doch beide gerade in den schon mehrfach erwähnten Salons nicht bloss, wenn grössere Gesellschaft einer persönlichen Annäherung, einem vertraulichen Ideenaustausch vielleicht hinderlich war, sondern auch, vor allem bei der Belgiojoso, in den „réceptions du soir lesquelles étaient réservées aux familiers et aux intimes" (s. Séché S. 83).

Wenn Betz zu seiner Beobachtung die Bemerkung hinzufügt, dass beide sich geflissentlich aus dem Wege gegangen zu sein scheinen, so genügt als Erklärung dafür nicht allein der Adelsstolz Mussets, von dem Janzé (S. 57) erzählt: „Er sprach kaum von seinem Adel, aber es war ihm lieb, wenn man ihn nicht vergass", und von dem Séché (S. 63) berichtet: „Er hatte nur einen Stolz, durchaus nicht den auf sein Talent, von dem er in der Unterhaltung wenig Aufhebens machte, sondern den auf seinen Namen, auf sein Wappenschild, auf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

seine Vorfahren", wozu er noch den Ausspruch von Alton-Shée anführt: „Sa vanité était personelle et nobiliaire".

Auch eine von Betz vermutete geheime Abneigung seitens des vielleicht etwas chauvinistischen, aber edel denkenden französischen Kavaliers gegen den bürgerlichen, deutschen Flüchtling ist nicht ausschlaggebend, ebenso wenig wie die von verschiedenen Biographen festgestellte seltsame Zurückhaltung Mussets gegenüber allen Personen männlichen Geschlechts überhaupt. Von der letzteren spricht er allerdings selbst in dem langen Briefe an die „marraine" vom 24. Oktober 1837, indem er, in Beantwortung ihres Vorwurfs: „Vous éloignez des hommes d'esprit et de coeur qui se sentiraient poussés vers vous", ihr erwidert: „Tout le monde est d'accord du désagrément de mon abord dans un salon. Les hommes me sont indifférents; je ne veux pas me demander si je les hais de peur que ce soit là le fond. J'ai tenté une seule fois de me livrer à l'amitié; c'est un sentiment étrange, inouï pour moi".

Die Hauptursache des Sichfremdbleibens der in mancher Beziehung so verwandten Geister sieht Betz (S. 17) in einer dreifachen Rivalität, die Heine und Musset gegeneinander „als gottbegnadete Lyriker, Frauenfreunde und Virtuosen des Esprit instinktiv empfinden mussten".

Der erste Punkt, der sich demnach in der Hauptsache auf ihre Eigenschaft als Dichter bezieht, scheint uns nicht besonders wichtig zu sein, namentlich dann nicht, wenn wir mit Betz annehmen wollten, dass Musset den Dichter Heine eigentlich gar nicht weiter gekannt habe, worüber wir weiter unten jedoch einige Zweifel aussprechen möchten. Die beiden anderen Punkte aber, die den Menschen, den Gesellschaftsmenschen angehen, sind unseres Erachtens allerdings ausschlaggebend. Es kommen hier jedenfalls eine ganze Reihe psychologischer Momente mit ins Spiel, und ihre Prüfung ergibt, dass der ablehnende Teil, wie sich ja aus dem weiter oben Gesagten schon erraten lässt, zumeist Musset gewesen ist. Dieser fühlte sich eben von Anfang an in jenen Zirkeln, deren Mittelpunkt Damen von hohem Adel bildeten, gleichberechtigt und bewegte sich dort mit ruhiger, zurückhaltender Sicherheit, war gewöhnt, dass er auch ohne besonderes Zutun seinerseits eine gewisse Rolle spielte, vor allem die Gunst der Damen genoss, ja oft geradezu von ihnen verwöhnt wurde. Das Erscheinen Heines und die ihm bald geschenkte Beachtung war jenem zum mindesten unbequem. Wenn Heine, wie wir bei seiner Vorliebe für alles Aristokratische und Geistreiche annehmen können, dem Nebenbuhler erst liebenswürdig ent-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gegengekommen ist, so wird er wohl keine besonders warme Aufnahme gefunden haben und dann bald, weniger direkt als indirekt, dem jüngeren Musenfreunde seine durch das gereiftere Alter, die grössere Erfahrung und Menschenkenntnis bedingte Ueberlegenheit haben fühlen lassen.

Das Buhlen um die Gunst oder mindestens den Beifall derselben Damen, vor allem der Prinzessin Belgiojoso, die einmal den jugendlichen, aristokratischen Dandy, dann wieder den geistsprühenden Deutschen zu bevorzugen schien, dessen Los ihre Sympathie erweckte, mag oft von Eifersucht nicht weit entfernt gewesen sein. Doch hatte Heine, wie Laube bei Strodtmann (S. 230) bemerkt, „von der gegenseitigen Höflichkeit der französischen Autoren im Verkehr trotz ihrer inneren Antipathien viel gelernt und verriet mit keinem Zug den rücksichtslosen deutschen Schriftsteller". Gesteht er doch selbst im 1. Briefe an August Lewald (Mai 1837): Ich bin so sehr verwöhnt; der gute Ton der Unterhaltung, die wahre, leichte Gesellschaftssprache ist mir durch meinen langen Aufenthalt in Frankreich so sehr zum Bedürfnis geworden....." Allerdings will Betz, wegen der von Heines Charakter trotzdem nie ganz trennbaren Eigenschaft der Rücksichtslosigkeit, schon in der 1. Schrift „Heine in Frankreich" dem deutschen Dichter die Bezeichnung eines „homme du monde" nicht zuerkennen, „dem es ein Bedürfnis sei, sich in feinen Salons zu bewegen und dort im Kreise schöner Damen durch seinen Geist zu glänzen und den geistreichen Don Juan zu spielen". Er bezieht sich dabei jedenfalls auf die zum Teil absprechenden Bemerkungen in den „Souvenirs" der Frau Jaubert (S. 285 u. 287), die jedoch ebendaselbst betont „que l'attrait exercé par son imagination, l'amusement qu'éveillait son esprit, faisaient fort goûter sa présence dans une petite réunion; il animait, brillait; son esprit devenait un élement précieux; il apportait une exactitude aimable dans tous les rapports de la société", Worte, auf die Strodtmann jedenfalls auf Seite 231 seines Werkes anspielt.

Gerade aber wahrscheinlich wegen des von Heine an den Tag gelegten sprühenden Witzes fühlte sich Musset einmal in den Schatten gestellt, beengt, dann aber sogar abgestossen durch die besondere Art jener Geistesblitze, die ihm nicht behagte, und Betz weist (S. 16) mit Recht darauf hin, dass die unzarten Anspielungen und die freigeistigen Spöttereien Heines dem feinbesaiteten Musset besonders unsympathisch waren. Dahin spricht sich auch Séché aus, indem er (II. S. 82) Heine als den bezeichnet, der „ordinairement

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

se chargeait d'amuser la galerie avec ses saillies d'enfant terrible et ses mots à l'emporte-pièce", und S. 83 das Urteil von Alton-Shée anschliesst: „Jamais Heine n'a regretté un tour blessant, pourvu qu'il fût bon; il se regardait comme irrésponsable, la malice et la satire étant ses fruits naturels. — Mois tout le monde n'aimait pas ce plat allemand, et si la princesse Belgiojoso en faisait ses délices, Mignet le rejetait loin de lui et souffrait de la voir le déguster avec passion". Dieses Gefühl wird Musset aber nicht minder stark empfunden haben als Mignet. Jedenfalls ist die festgestellte, mehr einseitige Abneigung zwischen den zwei Dichtern nicht unbemerkt geblieben, aber allseitig mit Stillschweigen übergangen worden. Denn nur dadurch erklärt sich das auch von Betz (S. 18) als merkwürdig hervorgehobene Fehlen fast jeder Erwähnung Heines seitens Mussets in den zeitgenössischen Memoiren usw.; namentlich fällt dies in den Souvenirs der Frau Jaubert auf, die in denselben den beiden ihr so nahestehenden Dichtern längere Kapitel widmet. Sollte die als äusserst mitteilsam bekannte Dame die von ihr überlieferte, anerkennend-lobende Bemerkung Heines über Mussets dichterische Bedeutung nicht alsbald ihrem „filleul" mitgeteilt haben, sollte bei ihren vielen vertraulichen Aussprachen mit letzterem nicht einmal die Rede auf Heine gekommen sein? Das sonderbare Schweigen über die Beziehnungen zweier ihnen so nahestehenden Personen lässt sich nach unserer Ansicht nur darauf zurückführen, dass, ähnlich wie z. B. Alton-Shée, der beide genau kannte, auch die marraine und die Prinzessin Belgiojoso, die hauptsächlich hier in Frage kommen, als gewandte Weltdamen alles vermieden, was die Gegensätze noch verschärfen konnte.

II.

Trotz aller eben angeführten Momente, nach denen eine direkte, persönliche Beeinflussung in literarischen Dingen seitens des einen Dichters auf den anderen wohl als ausgeschlossen gelten kann, liegt doch die Vermutung nahe, dass in jenen Kreisen, wo beide hauptsächlich mit dichterischen oder musikalischen Berühmtheiten und deren an allen schöngeistigen Bestrebungen teilnehmenden Gönnern und Gönnerinnen verkehrten, dann und wann in Gegenwart des einen die dichterische Eigenart und die Werke des anderen, die Heines vielleicht nur

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

im französischen Gewande, lobend oder kritisierend werden erwähnt worden sein. Die Annahme, dass Musset schon hier eine Ahnung von der Bedeutung Heines bekommen habe, ist sicher nicht ganz von der Hand zu weisen. Sollte die Abneigung des ersteren wirklich so weit gegangen sein, dass er nicht einmal eins der ihm jedenfalls leicht zugänglichen Werke Heines zur Hand genommen habe, obwohl er doch bekanntermassen in manchen Jahren sehr viel las und z. B. den in der Revue de Paris abgedruckten Übersetzungen aus Jean-Paul soviel Geschmack abgewann, dass er im Jahre 1831 einen geistreichen Artikel über den Dichter schrieb?

Wenn wir einmal annehmen, dass Musset tatsächlich Einblick in Erzeugnisse der Heineschen Muse genommen habe, so stimmen wir mit Betz insofern überein, als auch wir das Verständnis eines deutschen Originals für ausgeschlossen erachten. Trotz seines Aufenthaltes in Baden-Baden (Sommer 1834) waren seine deutschen Sprachkenntnisse sehr gering, wie er denn im Jahre 1829 die Mottos aus Schiller sowohl bei „Portia" als auch bei „Les Marrons du feu", wie auch das aus Jean-Paul bei „Suzon" im Jahre 1831 auf Französisch wiedergibt; im Englischen dagegen müssen seine Kenntnisse ziemlich bedeutend gewesen sein; nicht nur schreibt er über seinen „Don Paez" das Motto aus Othello in der Sprache Shakespeares, sondern es finden sich auch in seinen Briefen namentlich in denen an die „marraine", zahlreiche englische Redensarten und Brocken, und in dem Briefe an seinen Freund Paul Foucher vom 23. Septbr. 1827 ruft er aus: „Je donnerais 25 francs pour avoir une pièce de Shakespeare ici en anglais".

Der von Betz (S. 79) ausgesprochenen, auf die Autorität von Sainte-Beuve sich stützenden Ansicht, dass Musset wahrscheinlich „kein Deutsch konnte" (vergl. auch P. Lindau, S. 264), schliesst sich auch Konrad Wolter in der kritischen Besprechung des Aufsatzes von Dr. E. Foss „die Nuits" von Alfred de Musset (vergl. Neuphilologische Blätter, 13. Jahrgang 1905—6, Heft 2, S. 43) an, indem er auf die „Confession" verweist (I. Teil, VIII, S. 66), wo der Held berichtet, dass er erfolglos einige Stunden bei einem alten deutschen Gelehrten genommen. Natürlich müsste man dann die von verschiedenen Seiten, am lebhaftesten in der Biographie Mussets von dessen Bruder (S. 153) geleugnete volle autobiographische Bedeutung des genannten Werkes annehmen. Das gibt aber A. de Musset selbst nicht ganz zu, wie aus den bei Séché (Correspondance) abgedruckten Briefen No. 37 und 45 an George Sand, No. 44 an Buloz, hauptsächlich aber No. 81 an Franz Liszt ersichtlich

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ist; denn in letzterem schreibt er: „Le livre dont vous me parlez n'est qu'à moitié une fiction — — Ces sortes d'ouvrages, pas assez vrais pour des mémoires à beaucoup près....." Der überzeugendste Beweis jedoch für Mussets geringe Kenntnisse in unserer Sprache ist wohl der Brief an seinen Bruder Paul vom 22. Mai 43, worin Alfred letzterem mitteilt, dass er zu Mme de Girardin gehen will, um die Mlle Hagn, die erste Tragödin Deutschlands, auf deutsch deklamieren zu hören. „Ich werde bedauern, schreibt er, Dir nicht Bericht erstatten zu können. Es wird seltsam sein — niemand wird ein Wort davon verstehen!"

Mit dem Hauptgrund, den Betz schliesslich ins Feld führt (S. 19), um zu beweisen, dass Musset den Dichter Heine überhaupt nicht gekannt habe, nämlich dem, dass fast alle französischen Schriften Heines erst zwischen 1840 bis 1856 erschienen seien, können wir uns jedoch nicht ganz einverstanden erklären, müssen vielmehr darauf hinweisen, dass schon vor 1840 eine ganze Reihe Uebersetzungen Heinescher Werke vorhanden waren, die über den Geist und das Wesen seines dichterischen Schaffens ein helles Licht verbreiteten. Allerdings lässt Betz an einer späteren Stelle (S. 82) erkennen, dass er bei der Bezeichnung Heines als Dichter nur die lyrischen, die rein poetischen Werke desselben im Auge hat, von denen die ersten Uebersetzungen, nämlich die des „Intermezzo" und der „Nordseebilder" aus der kundigen Feder Gérard de Nerval's erst 1848 in der Revue des Deux-Mondes veröffentlicht wurden, während nach Elster (Bd. I) die französische Gesamtausgabe der Heineschen Gedichte erst am 25. Juni 1855 die Presse verliess. Diese alle kommen natürlich wegen der schon seit 1840 sich bemerkbar machenden Teilnahmelosigkeit Mussets gegen schöngeistige Erzeugnisse für uns nicht in Betracht, aber auch die in dem vorhergehenden Jahrzehnt übersetzten Prosaschriften Heines enthalten so viel wahrhaft Poetisches, dass, wie Strodtmann (S. 118) mit Recht betont, die Elite der Pariser Kritik begann, sich mit Heine zu beschäftigen, und Théophile Gautier am 30. November 1837 in der „Presse" einen geist- und verständnisreichen Artikel über die „Reisebilder" erscheinen liess. Erwähnt doch schon Nassen (S. 66—70) aus dem Jahre 1832 „eine ganz unbekannte" Uebersetzung der „Englischen Fragmente", veröffentlicht von Dr. Max Kaufmann in der Revue de Paris (April-Mai), und bemerkt dazu, dass dieselbe nicht wenig möge dazu beigetragen haben, Heine in Frankreich bekannt zu machen. Die einleitenden Worte der Zeitschrift über „einen der originellsten

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und volkstümlichsten Schriftsteller des jungen Deutschland", über die politische Richtung seines Talentes, seinen Hass gegen die nationalen Vorurteile und den modernen Despotismus, seine abgöttische Bewunderung Napoleons und Verherrlichung der Julirevolution, über die Kühnheit und Energie seiner Gedanken und die pikante Form des Stiles waren jedenfalls ganz dazu angetan, Liebhaber von neuen, eigenartigen literarischen Erscheinungan zum Lesen anzuregen. Weiter waren, wie auch Betz bemerkt, in demselben Jahre die „Reisebilder" in der Revue abgedruckt worden, allerdings nach Elster III nur die „Histoire du tambour Legrand" und die 1. Uebersetzung der „Bäder von Lucca" mit Abschnitten aus der „Stadt Lucca", eine von der berechtigten Uebertragung zwar abweichende und augenscheinlich ohne Heines Mitwirkung vorgenommene Uebersetzung, die aber doch Aufsehen erregte. Ihr folgte in den nächsten zwei Jahren die von Heine selbst besorgte Ausgabe der „Reisebilder" in 2 Bänden, die bei dem angesehenen Buchhändler Eugène Renduel aufgelegt wurde. Bei demselben Verleger erschienen im Jahre 1833 die „Französischen Zustände" mit der unverstümmelten Vorrede und dem Aufsatz über die Gemälde-Ausstellung von 1831 (vergl. Brief an Laube vom 10. Juli und an Varnhagen vom 16. Juli 1833). Ihnen schlossen sich kurz darauf die Reihe von Artikeln an, die Heine in der neugegründeten Zeitschrift „l'Europe littéraire" des eingangs erwähnten Herrn Bohain unter dem Titel: „Etat actuel de la Littérature en Allemagne. De l'Allemagne depuis Mme de Staël" herausgab, und im Jahre 1834 erfolgte in der Revue des Deux-Mondes die Veröffentlichung der Abhandlung: „De l'Allemagne depuis Lutter" mit den „Memoiren des Herrn von Schnabelewopski" und den „Elementargeistern", die mit den einige Zeilen weiter oben erwähnten Schriften im Jahre 1835 wieder bei Renduel als 2. Band des Salon unter dem Titel: „De l'Allemagne" erschienen. Ausserdem erwähnt z. B. Heine selbst in dem Briefe an August Lewald vom 3. Mai 1836, dass er seiner Frau, die so viel Rühmliches davon hatte reden hören, bei Renduel die französische Ausgabe der Reisebilder geholt habe, und dass einige Tage vorher auch die 2. „Florentinische Nacht" französisch in der Revue erschienen sei.

Das sind doch eine ganze Anzahl von Publikationen, an denen Musset, der damals noch im Besitz seiner vollen geistigen Empfänglichkeit war, kaum ganz achtlos wird vorübergegangen sein. Vielleicht hat er doch von Heine etwas mehr gelesen oder mindestens gehört, als Betz geneigt ist anzunehmen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die Erwähnung des deutschen Dichters in dem Briefe an die „marraine“ vom 11. August 1835, wo Musset schreibt ... „ensuite Heine n'a-t-il pas dit quelque part que la poésie est la maladie de l'homme comme la perle est la maladie du pauvre animal appelé huître. Oui, les perles sont des larmes devenues joyaux, vrais symboles de la poésie“, scheint mehr auf die Erinnerung an eine mündliche Aeusserung zu beruhen, denn trotz allen Suchens ist uns eine entsprechende Stelle bei Heine nicht zu Gesicht gekommen. Sollte aber die geringe Sympathie Mussets für Heine, wie sie aus der Unterhaltung mit A. Mels hervorgeht (s. Bartels, S. 59) nur ihrer gesellschaftlichen Bekanntschaft entspringen? Wohl gesteht er in jenem Gespräch: „Ich kann den Reiz seiner Dichtung nicht fassen, da ich seine Sprache nicht verstehe. Seine Gedanken regen mich nicht einmal an — — einige gute Witze, einige treffende Bemerkungen, das ist alles“. Aber wenn er sich dann in diesem Gespräch dagegen verwahrt, dass Heines persönliche Angriffe auf ihn sein Urteil beeinflussten, sondern als tiefere Ursachen seiner Abneigung seinen Abscheu vor allen Gottlosen angibt, und „einen Menschen, welcher alles, was Glauben heisst, lachend von sich stösst, als seinen geborenen Widersacher“ bezeichnet, so ist es doch kaum glaublich, dass er dabei bloss auf den Gesellschaftsmenschen Heine hinziele, dass mit jenen „persönlichen Angriffen“ (solche von Angesicht zu Angesicht kommen nach unseren vorstehenden Erörterungen kaum in Frage, und Musset würde es wohl verstanden haben, sich ihrer zu erwehren) nur gelegentlich gegen dritte Personen gemachte und weiter kolportierte, bissige Bemerkungen Heines gemeint seien, wie jene allbekannte, von Montégut (S. 145/6) wiedergegebene, boshafte Antithese: „C'est un jeune homme d'un bien beau passé“ (vergl. auch Lindau, S. 263). Es kommt uns im Gegenteil mehr vor, als ob Musset sich auf Stellen aus Heines Werken beziehe, wobei besonders die weiter unten erwähnte Beurteilung Mussets in „Shakespeare's Mädchen und Frauen“ und die unzarten Anspielungen im „Wintermärchen“, Kaput V. in Frage kommen. Obwohl das erstgenannte Werk zu Heines Lebzeiten nur in einem einzigen deutschen Druck im Jahre 1839 bei H. Delloye in Paris erschien, das letztere erst 1844 veröffentlicht wurde, so wird man jedenfalls bald in dem Bekanntenkreis Mussets, wo es einzelne Kenner der deutschen Sprache und Liebhaber der Heineschen Geisteserzeugnisse gab, auf jene Angriffe aufmerksam geworden sein und sie aus Freundschaft oder Schadenfreude dem Dichter mitgeteilt haben.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

In Mussets Werken findet sich allerdings der Name Heines nirgends vor und in den Briefen nur noch einmal (vergl. auch Betz, S. 18), nämlich in dem Schreiben an seinen Bruder vom Februar 1843, worin er berichtet, dass er mit allen anderen Mitarbeitern der Revue bei Buloz zum Souper gewesen und Heine auf den üblichen Scherz mit der Bohne nicht eingegangen sei. Dass aber doch beide Dichter in den ihnen nahestehenden Kreisen als gute Bekannte angesehen wurden, beweist die Aeusserung, die Pauline Garcias acht Tage vor ihrem eigenen Tode gegen Légouvé tat, als sie die Kunde vom Hinscheiden Heines erhielt: „Cela va bien frapper Mons. de Musset" (s. Séché, II. S. 205).

Ein Beweis für eine grössere Vertrautheit zwischen Heine und Musset, als wie nach all' den vorstehenden Erörterungen und Zitaten anzunehmen war, gäbe die „spätere Notiz" (1854) zu dem Artikel über George Sand (Anhang zu den Briefen „Über die französische Bühne"), wo Heine schreibt, dass Musset, der „als langjähriger Kavaliere servente jener Dame die beste Gelegenheit hatte, sie gründlich kennen zu lernen", ihn darauf aufmerksam gemacht habe, dass George Sand aus Geiz im Gespräche nichts zu geben und immer etwas zu nehmen verstehe und dadurch einen grossen Vorteil „vor uns anderen" habe. Der ganzen Sachlage nach, vor allem in Anbetracht der vornehmen Zurückhaltung, die Musset in bezug auf seine Beziehungen zu George Sand Fernerstehenden gegenüber stets bewahrte, kommt uns die Erzählung Heines etwas sehr unwahrscheinlich vor; zum mindesten wird wohl der tatsächliche Wortlaut der Äusserung von dem nicht zu bedenklichen Berichterstatter seinem Zwecke entsprechend zurechtgestutzt worden sein. Dass ihm das Leben und die gesellschaftliche Stellung Mussets in gewisser Beziehung beneidenswert vorkamen, können wir aus seiner von Weill (S. 54) überlieferten Bemerkung entnehmen: „Si j'étais un poète français, je vivrais comme Musset, Hugo et Gautier, je ferais des romans ou des pièces de théâtre . . ."

Aus der oben berührten Stelle in den Souvenirs der Mme Jaubert (S. 283), d. h. dem Bericht über ihre erste Unterredung mit Heine auf einem Balle im Winter 1835, wobei jener das Gespräch auf den eben vorübertanzenden Musset lenkte, klingt noch die ganze warme Bewunderung des deutschen Dichters für seinen französischen Bruder in Apoll, diesen „poète par excellence" hervor, der seinen nur mit einzelnen grossen Männern Götzendienst treibenden Landsleuten als Autor so unbekannt, wie ein chinesischer Dichter sei. Drei Jahre darauf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

zollt Heine in seiner Abhandlung über „Shakespeare's Mädchen und Frauen" bei Erwähnung der den Engländern nachgeahmten Komödien Mussets der „seltenen Empfänglichkeit für wahre Dichtkunst" zwar noch lebhafte Anerkennung, tadelt jedoch zugleich, dass der damals noch jugendliche Verfasser infolge der Lektüre des Lord Byron verleitet wird, „im Kostüm des spleenigen Lords jene Uebersättigung und Lebenssattheit zu affektieren, die in jener Periode unter den jungen Leuten in Paris Mode war". Wenn er aber fortfährt: „Seitdem freilich ist unser armer Monsieur Musset von seinem Irrtum zuzückgekommen, und er spielt nicht mehr den Blasé in seinen Dichtungen, — aber ach! seine Dichtungen enthalten jetzt, statt der simulierten Zerstörnis, die weit trostloseren Spuren eines wirklichen Verfalls seiner Leibes- und Seelenkräfte", so kommt uns allerdings dieses scharfe, absprechende Urteil über den Dichter und Menschen Musset fast wie der Ausfluss persönlicher Verstimmung und Rachsucht und selbstüberhebender Geringschätzung vor; denn gerade in den zwei Jahren vorher waren neben der „Confession" die Glanzleistungen Mussets, die hochpoetischen „Nuits", die „Lettre à Lamartine" und die „Espoir en Dieu" erschienen. Sollte bloss Heines verschiedenfach ausgedrückte Abneigung gegen französische Verse (s. Memoiren, S. 215 und Lutetia (Retrospektive Aufklärung) ihn abgehalten haben, diesen Erzeugnissen eine gerechtere Würdigung zuteil werden zu lassen, oder glaubte er, sich der allgemeinen Missachtung der Mussetschen Muse anschliessen zu müssen, über die Alfred an seinem 30. Geburtstage gegenüber seinem Bruder Paul so bitter klagte (s. Biogr. S. 259): „Il se fait autour de mes publications un silence qui m'étonne. Je veux bien dire que j'ai été jusqu'à présent un enfant, mais je ne veux pas que les autres me le disent".

Erst aus dem Jahre 1854, aus einer Zeit also, wo Musset gegen Lob wie gegen Tadel ziemlich abgestumpft war, finden wir in der schon einmal erwähnten „späteren Notiz" bez. George Sand einige hochanerkennende Zeilen des dem Getriebe der Welt entrückten und daher objektiver urteilenden, lebendig begrabenen deutschen Dichters über den trotz mancher Gegensätze so geistesverwandten, als wandelnde Leiche dahinvegetierenden Musset, indem er letzteren neben George Sand, „den grössten Dichter in Prosa, den die Franzosen besitzen, als den grössten ihrer jetzt lebenden Dichter in Versen" bezeichnete und ihn gleich nach Béranger und über Hugo stellte. Wie aber E. Faguet in seinem kurzen Aufsatz über Heine und Musset (s. Les Annales, 1909, No. 1373) dazu kommt, über

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Heine zu schreiben: „il adorait Musset“ ist uns nicht recht erfindlich; noch mehr wäre es uns interessant zu erfahren, auf welcher Grundlage der Schlusssatz jenes Artikels beruhte: „Il disait d'Alfred de Musset: la muse de la comédie l'a baisé sur les lèvres et la muse de la tragédie sur le coeur“.

III.

Ist, wie wir in den vorstehenden Seiten zur Genüge erörtert zu haben glauben, die Bekanntschaft mit den Werken des einen Dichters seitens des anderen, selbst was Musset anbetrifft, kaum in Frage zu stellen, so war das Verständnis für das Fühlen und Denken, die Würdigung der dichterischen Vorzüge gegenseitig nicht gross genug, um in ihren poetischen Erzeugnissen tatsächlich irgend eine unbestreitbare Einwirkung des einen auf den anderen feststellen zu können. Eine solche wäre ja auch, wenn nicht eben viele von den dargelegten Gründen dagegensprächen, natürlicherweise viel eher von dem 13 Jahre älteren, bei seinem Erscheinen in Paris in den besten Mannesjahren stehenden und in seiner Eigenart gefestigten Heine gegenüber dem allerdings unglaublich frühreifen französischen Dichterjüngling zu erwarten.

In seiner ersten Schrift „Heine in Frankreich“ (S. 109) deutet Betz in der Tat einen derartigen Einfluss mit den Worten an: „Wir können auch jetzt schon versichern, dass auch Musset zu denen gehört, die an dem reichen Pokal Heines genippt haben“, indem er zum Beweis die Stelle aus Montégut (S. 260) anzieht, welche die überraschend gleiche äussere Anordnung der 1823 veröffentlichten 2 Heineschen Dramen und des „Intermezzo“ in bezug auf die 3 Stücke des Mussetschen „Spectacle dans un Fauteuil“ hervorhebt, sodass das Werk Heines „semble vraiment avoir servi de prototype au fameux volume de Musset“. Wenn Betz ferner in der genannten Veröffentlichung und in seiner „Parallele“ vom Jahre 1897 (S. 33) auch die Vermutungen von Hennequin und die von Reymond anführt, so weist er in der zweiten Schrift die Annahme irgend einer Beeinflussung Mussets durch Heine bei Abfassung des „Spectacle“ schon aus sprachlichen Gründen mit voller Berechtigung zurück.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Ob die von Betz (S. 83), wohl in Anlehnung an die von Reymond (S. 372) geäusserte Ansicht, als möglich hingestellte Inspiration von Heines „duftigen Traumvisionen" bei der „so oft vorkommenden Traumdichtung der späteren Nuits" wirklich ernst zu nehmen sei, möchten wir doch stark bezweifeln, da ja mit jenen „duftigen Traumvisionen" hauptsächlich nur die in den poetischen Werken, vor allem in den „Jungen Leiden" und dem „Lyrischen Intermezzo" gemeint sein können und einer genauen Kenntnis derselben seitens Mussets auch für die Abfassungszeit der Nuits (1835—37) dieselben Bedenken wie oben, nämlich der Mangel einer französischen Uebersetzung, entgegenstehen. Auch scheint uns die Originalität Mussets gerade hierin leicht erklärlich; liebte er es doch über alles, die Nacht zum Tage zu machen und, wie der Bruder berichtet, zuweilen tief in die Nacht hinein fieberhaft zu arbeiten, sodass er z. B. die Nuit de Mai in 2 Nächten geschrieben hat (s. Séché, S. 97). Dass er sich dann, bei seinem überreizten Nervensystem, zuweilen in einer Art Traumzustand befand und sich ihm das poetische Motiv des Traumes mit seinen Erscheinungen von selbst darbot, liegt zum mindesten nahe. Übrigens hebt Reymond an der fraglichen Stelle auch nur hervor, wie beide Dichter dieselbe Inspiration manchmal bis zu dem Punkte haben, dass man versucht sein könnte, sie anzuklagen, einander nachgeahmt zu haben, und führt als eins der treffendsten Beispiele dafür die Phantomdichtung an, zugleich jedoch den tieferen Ernst des Heineschen „esprit familier" betonend. Bei Heine allerdings bleibt, wie auch Karpeles (Zeitgenossen, S. 109) hervorhebt, die Traumdichtung überhaupt ein bedeutsames Element seines ganzen poetischen Schaffens; gerade seine letzten Gedichte gehen mehr denn je aus Traumzuständen hervor, und in einem derselben taucht auch der unheimliche Doppelgänger aus Ratcliff (Szene 13), aus der „Heimkehr" (22) und dem Wintermärchen (Kaput VI) wieder auf.

Wie in bezug auf die eben berührten Ähnlichkeiten aus den angegebenen Gründen kaum eine direkte Einwirkung der Heineschen Dichtung auf Musset oder gar umgekehrt anzunehmen ist, so verhält es sich auch mit anderen auffallenden Übereinstimmungen in den Werken unserer beiden Dichter. Dieselben sind vielmehr als Folgeerscheinungen bedeutsamer Analogien im Seelenleben und in den Einflüssen zu erklären, die auf sie einwirkten. „Die frappante Ähnlichkeit, mit der sie in der Weltliteratur einzig dastehen", und die Betz in seiner Schrift vom Jahre 94 (S. 33) in kurzen Umrissen fest-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

legt, ist, wie er in der Veröffentlichung vom Jahre 97 bemerkt, vor derselben, aber auch später von deutschen und französischen Biographen beider Dichter und von Literarhistorikern mit kurzen Worten oder ausführlich in den Kreis ihrer Betrachtung gezogen worden.

IV.

Ausser der uns leider nicht zugänglich gewesenen, von Betz als Quelle angeführten „gründlich vergleichenden Betrachtung" von Friedrich Kreyssig in dem Aufsatz: „Heinrich Heine und Alfred de Musset, deutsch-französische Rückblicke", behandelte die uns beschäftigende Frage schon im Jahre 1866 am eingehendsten der bereits erwähnte Reymond, indem er innerhalb des beschränkten Raumes einer „Conférence" und nur seinen „impressions personnelles" folgend, im Leben, Wesen und Dichten der beiden Autoren eine Reihe von Analogien hervorhob, die ihnen „une place à part parmi les poètes de leur époque et peut-être de tous les temps" gegeben haben. Die meisten übrigen Werke begnügen sich aber mit der Aufstellung von allgemeinen Gesichtspunkten und mit einzelnen Schlagworten; im ganzen sind dabei die Franzosen noch am ausführlichsten, bringen aber neben geistreichen Erklärungen auch viel Redensarten. Unter allen von uns zu Rate gezogenen Veröffentlichungen, die wir kurz in chronologischer Reihenfolge überblicken wollen, bleibt Ujfalvy, dessen fast unbeschränkte Lobeserhebung Mussets Lindau (S. 39) nicht mit Unrecht als „sehr verfehlte Jugendarbeit" bezeichnet, der einzige mit seiner Bemerkung, dass „einige wohlmeinende Kritiker etwas vorschnell Musset mit Heine vergleichen wollten", indem er bei aller Anerkennung „einer unleugbaren Ähnlichkeit" in formaler Hinsicht die Kluft zwischen beiden Dichtern in religiöser Beziehung hervorhebt, „die wohl die geistreichste Kritik nicht auszufüllen vermöchte". Dagegen betont Lindau (S. 32) nicht nur jene formale Seite, sondern erwähnt (S. 263) nochmals die Ähnlichkeit zwischen ihnen „in so vielen wesentlichen Punkten".

Ähnlich drückt sich die Nichte des deutschen Dichters, die Principessa della Rocca aus, deren einseitigen, auf Hörensagen beruhenden oder aus der auch nicht einwandfreien Quelle ihres Oheims Max geschöpften Erinnerungen allerdings

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wiederholt, am meisten von Hüffer und Nietzki, Misstrauen entgegengebracht wurde. Sie schreibt 1872: „Wir mögen wollen oder nicht; wenn wir die Gedichte Heines lesen, dieses eigenartigen Poeten, so sind wir förmlich gezwungen, uns des französischen Dichters Alfred de Musset zu erinnern, der soviel Punkte der Verwandtschaft mit dem deutschen Kollegen hatte". Der schon erwähnte Hennequin, der unter den von ihm behandelten „écrivais francisés" sein Hauptinteresse Heine zuwendet, hebt nicht nur (S. 65), wegen der Klarheit des Stils, die Aehnlichkeit mancher Seiten der „Reisebilder" mit solchen der Mussetschen Novellen hervor, sondern, seinem Thema entsprechend, die Verwandtschaft Heines mit dem so recht in Musset verkörperten französischen Geiste (S. 289: „Musset est de sa famille").

In den Ausführungen von A. Ducros, der nur die Zeit bis 1830, allerdings die Hauptperiode im Schaffen Heines, zum Gegenstand seiner Betrachtung macht, der (S. 7) von seinem „égal dans la poésie française, A. de Musset" spricht, diesen (S. 9) „le Heine français" und (S. 67) „son frère en poésie" nennt, findet sich unter den Aehnlichkeiten nicht nur die schmerzliche Resignation (S. 71), mit der beide die Poesie als Trösterin in den Zeiten des Unglücks bezeichnen (s. Mussets „Nuits" und Heines Brief an Campe vom 30. März 1849 wie Vorrede zur 2. Ausgabe des „Buchs der Lieder", Paris, 1837), sondern (S. 85) auch der interessante Versuch, den Vers des Spielmanns aus Traumbild VIII: „Ich habe einmal ein Lied gesungen — das Lied ist aus" mit den Schlusszeilen der Nuit de Mai:

„J'ai vu le temps où ma jeunesse
Sur mes lèvres était sans cesse"

vergleichend zu betrachten.

Wie das eben erwähnte Werk, ähnlich vielen anderen, eine sehr verschiedenartige Beurteilung erfahren hat, bezeugt einmal das Lob von Betz, der es (1894) als „das gründlichste und ausführlichste französische Werk über Heine" bezeichnet, „das allen Anforderungen der Wissenschaft entspricht", zum andern die Kritik von E. Elster (s. Gesammelte Aufsätze von Hermann Hüffer, 1906. S. 4), der schreibt: „Bei Herrn Ducros erscheint alles in Uebertreibung oder Verzerrung; das eigentlich Biographische tritt ganz zurück und weist sogar verschiedene Fehler auf". —

Das nächste Werk, das den Gegenstand unserer Erörterungen berührt, sind die „Etudes et Récits" der Vicomtesse de Janzé; letztere führt darin etwas widerstrebend „ce

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

mélange de sarcasme et de pathétique, d'esprit et de sentiment" auf, auf Grund dessen ein Biograph Heinrich Heines versucht habe, ihn mit A. de Musset zu vergleichen, der aber nach ihrer Ansicht in seinen „élans vers l'idéal" sicher unvergleichlich ist.

Ebenso streift der schon einmal anerkennend erwähnte Jules Legras in seiner Heine meist sehr günstig beurteilenden Dissertation des Jahres 1897 auf Seite 347 die seltsam, oft willkürlich abschweifende, gleichartige Compositionsweise bei Heine und Musset, fügt (S. 379) hinzu: „Nous avons, en France, un faible pour l'auteur des Reisebilder" und (Seite 380) „N'allons-nous pas jusqu'à le comparer au plus français d'entre les nôtres, au poète de Rolla et des Nuits?" Trotzdem glaubt er, dass der grosse Dichter des Buches der Lieder nichts Gemeinsames habe mit dem bewundernswerten „poète-rhéteur" A. de Musset als ein sehr ausschweifendes Leben, da ihre Auffassung des Lyrismus, ihre poetischen Mittel, auf das Empfinden des Lesers zu wirken, ebenso verschieden seien, wie die traditionellen Inspirationen ihrer zwei verschiedenen Heimatländer.

Ungeachtet dieses ablehnenden Standpunktes in unserer Frage bietet das zuletzt genannte Werk eine solche Fülle von tiefen, klaren und wahren Anschauungen über den deutschen Dichter, dass die meisten Schriften, die in den letzten Jahren Heine behandelten, dasselbe in den Kreis ihrer Betrachtung gezogen haben, so der Literarhistoriker R. M. Meyer, so die beiden Werke über Heine uud Byron von Melchior und von Ochsenbein, so der französische Akademiker E. Faguet in dem schon erwähnten Aufsatz der „Annales". Auch der erbarmungslose Heinekritiker A. Bartels erwähnt in seiner Veröffentlichung des Jahres 1906 mehrmals die Vergleichung zwischen Heine und Musset, indem er z. B. auf S. 171 (vergl. R. M. Meyer, S. 143) schreibt: „Heine ist in der Blütezeit des Dilettantismus vielleicht, neben dem ihm verwandten Musset, der einzige Dichter, der keine Zeile stehen liess, wenn er sie künstlerisch nicht verantworten konnte".

Mögen unter der vorstehend aufgeführten, durchaus nicht erschöpfenden Zahl von Stimmen auch einige sein, die nicht recht in die Harmonie einer vergleichenden Charakteristik hereinpassen, da aus ihnen mehr die natürlich in nicht geringem Masse vorhandenen Verschiedenheiten herausklingen, so bringt doch der sonst nicht auf Einzelheiten eingehende Artikel von Faguet ganz unsere Meinung zum Ausdruck in den Worten:

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Il n'y a pas, dans toute la littérature, deux poètes, qui, toutes différences (inévitables, sans doute, entre deux poètes originaux) étant réservées, se ressemblent autant que Musset et Henri Heine", und er fährt fort: „Il y a vraiment beaucoup de rapports entre Musset et Heine, sans, je le reconnais, qu'il faille pousser jusqu'à l'identification".

V. A.

Um die im Wesen und Dichten zweier Poeten liegenden Ähnlichkeiten in das rechte Licht zu setzen, wird man allerdings oft genötigt sein, ihre Werke um Rat zu fragen; denn der Charakter und die Lebensschicksale der meisten Schriftsteller, vor allem so subjektiver, wie die von uns behandelten anerkannt sind, spiegeln sich ja am deutlichsten in ihren Werken ab. Nicht umsonst sagt Heine selbst in seiner Einleitung zur Prachtausgabe des „Don Quixote" (1837): „In den Werken der Dichter muss man ihre Geschichte suchen, und hier findet man ihre geheimsten Bekenntnisse". Daneben kommen aber auch noch eine ganze Reihe anderer Momente mit ins Spiel, die in jenen Werken nur angedeutet sind, und durch deren Verständnis allein man erkennen kann, warum und wie die betreffenden Dichterpersönlichkeiten so geworden sind, wie sie sich uns darstellen.

An erster Stelle ist hier die so vielseitig hervorgehobene „parenté oder affinité spirituelle" zu nennen; diese beruht nicht nur auf einer in vieler Beziehung gleichartigen Entwicklung und Gestaltung des Charakters und des Geistes, sondern auch auf Einflüssen speziell literarischer Art, die also hauptsächlich nur die dichterische Tätigkeit an sich angehen, und die wir deshalb nicht mit in den Bereich unserer Untersuchungen ziehen werden. Zu der ersteren Gattung gehören einmal die natürlichen, angeborenen Veranlagungen geistig-körperlicher Art, an zweiter Stelle erzieherische Einwirkungen und Lebensschicksale, d. h. der ganze Auf- und Ausbau des Menschen- und Dichterlebens, bei dessen Betrachtung sich auch in unserem vorliegenden Falle eine Menge ähnlicher Momente hervorheben lassen.

Der Zug, der uns bei der Prüfung der natürlichen Veranlagung unserer beiden Dichter sofort in die Augen springt,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ist vor allem die ungewöhnliche Sensibilität, ohne die ja überhaupt ein Dichter, zumal ein lyrischer, schwer zu denken ist, und in der sich für beide in dem Gewoge eines aufgeregten Lebens ihr Glück, mehr noch ihr Unheil verkörperte. In seinen „conclusions psychologiques" erkennt Hennequin (S. 262) bei derartig erschaffenen Persönlichkeiten „l'existence d'organisations mentales particulières, individuelles, bien caractérisées, comme on pouvait attendre d'en trouver chez des hommes remar quables, c'est-à-dire dépassants par quelque endroit ce qui est considéré comme le type normal humain. Des hommes de cette sorte sont de vivantes expériences de psychologie; la nature, en les faisant extraordinaires, a retranché ou hypertrophié chez eux quelques facultés". Daher berichtet P. de Musset in seiner Biographie (S. 22) schon von dem dreijährigen Alfred einen Zug nervöser Ungeduld und bezeichnet ihn als „le premier signe d'une impatience de jouir et d'une disposition à dévorer le temps qui ne se sont jamais calmées ou démenties un seul jour"; schon vorher spricht er (S. 2) davon, dass A. de Musset „avait reçu le don de sentir vivement et d'exprimer avec force ses idées et ses sentiments" und dass (S. 3) „la poésie et la sensibilité font le malheur de ceux qui ont reçu ces dons si enviés".

Behauptet ferner Janzé (S. 26) direkt: „A. de Musset était en proie dès l'enfance à une maladie nerveuse", wie ihn Séché (S. 260) als ein „paquet de nerfs" bezeichnet qui se tendaient et se détendaient au gré des impressions les plus fugitives", so lassen sich diese Worte mit derselben Berechtigung auf Heine anwenden, wozu Karpeles in seiner Biographie einige bedeutsame Beispiele anführt.

So erklärt denn auch Hennequin: „Ce qui est constitutionnel dans Heine, c'est l'instabilité des sentiments et des sensations. Dans ce point morbide de son imagination intellectuelle est la cause des disparates de son oeuvre et de chacune de ses oeuvres". Ja, Montégut bezeichnet die letzte schreckliche Krankheit Heines nur als „la dernière phase d'un mal profond que Heine a traîné toute sa vie et dont les germes apparaissaient dès l'adolescence" und fährt fort: „l'agitation maladive enfin qui se remarque chez les personnes prédisposées aux névroses se révèle dans cette funeste fréquence des songes dont ses sommeils étaient troublés. Nach der allerdings wohl nicht allseitig gebilligten Meinung Montéguts wären demzufolge die schon berührten Traumgestalten in Heines Dichtungen nicht ein „procédé de poète", sondern vor allem der Ausfluss einer krankhaften Veranlagung, und diese psycho-physische Erklärung

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

könnte mit demselben Rechte auf ähnliche Vorgänge in dem Geistesleben Mussets Anwendung finden.

Das erste Ahnen jenes unheimlichen Gastes findet sich bei Heine wohl in dem bekannten, jedes seelische Gleichgewicht entbehrenden Briefe des 19jährigen Jünglings an Christian Sethe: „Ich habe diese Worte nicht geschrieben — da sass ein bleicher Mensch auf meinem Stuhl, der hat sie geschrieben". Auch in der Heineausgabe von Elster (IV. 633) findet sich unter den Varianten zum 4. Band des Salon als Schluss des 10. Briefes an Lewald noch ein längeres Stück mit einer seltsamen Traumschilderung: „Ich schliesse die Augen, und dann greifen nach mir die tollen Träume mit ihren langen Armen, und ziehen mich in unerhörte Gegenden und schauerliche Beängstigungen . . . Sie haben keinen Begriff davon, lieber Freund, wie seltsam, wie abenteuerlich wunderbar die Landschaften sind, die ich im Traume sehe, und welche grauenhaften Schmerzen mich sogar im Schlafe quälen".

Dass mit diesem aufgeregten, überaus reizbaren Zustand seiner Kopfnerven jener lästige Kopfschmerz zusammenhängt, dessen Erwähnung sich wie ein roter Faden jahrzehntelang durch alle Briefe Heines, namentlich die an den treuen Jugendfreund Moser hindurchzieht, und dass, wie Heine im Briefe vom 26. Juni 1823 gegen Lehmann zugibt, sein Charakter und sein Benehmen selbst gegen die besten Freunde dadurch häufig ungünstig beeinflusst wurde, liegt nahe. Er erkennt es daher mehrfach dankbar an, so im Briefe an seinen Freund Christiani vom 24. Mai 1824, „dass so viele gute Menschen ihre Geduld übten, indem sie den ärgerlichen, verdüsterten, kopfschmerzigen Menschen aufzuheitern und zu ergötzen suchten". Ganz in derselben Weise bekennt sich der oft unliebenswürdige Musset als „naturellement grognon" gegenüber der nachsichtigen „marraine", die ihm ja den Titel „Prince grognon" gegeben hatte.

Wie unter dem Einfluss eines moralisch nicht einwandfreien Lebens sich aus der geschilderten natürlichen Anlage bei Heine die entsetzliche Krankheit des letzten Jahrzehnts entwickelte, wie er in dieser Zeit, trotz aller sonstigen Klarheit, manchmal Stunden hatte, in denen seine Seele gleichsam wanderte, so zeigten sich bei Musset, infolge seiner noch viel massloseren Ausschweifungen, schon zeitig Zustände, die man als Halluzinationen bezeichnen muss. In diesem Sinne äussert sich auch Séché (II. 19) bei Besprechung des venetianischen Abenteuers: „Il est établi par

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

toutes sortes de témoignages dignes de foi qu'il était sujet, dans ses crises de nerfs, à des hallucinations étranges, qu'il lui arrivait parfois à rêver en plein jour et les yeux tout grands ouverts", und eine der letzten ernsthaften Liaisons Mussets, Mme Allan-Despréaux, schreibt in einem vertraulichen Briefe vom Oktober 1849 an Mme Samson-Toussaint: „Ce sont des désespoirs, des attaques de nerfs qui amènent des transports au cerveau, des hallucinations et des délires".

Das sind alles Stimmen, die dafür zeugen, dass dem Charakter des einen wie des anderen Dichters das rechte Gleichgewicht fehlte, dass ihr Geist voller Gegensätze war. Interessante Auskunft in dieser Hinsicht gibt inbezug auf Musset noch Barine, der unter anderem (S. 33 ff.) sagt: „Suivant l'heure et le vent qui soufflait, on avait deux Musset. L'un timide et silencieux, un peu froid d'aspect, était celui qui se montrait d'ordinaire; un Musset tout différent, c'est celui qui se montrait seulement par échappées, le Musset tout frémissant de vie et de passion, dont les yeux bleus jetaient du feu, que le plaisir affolait et qui se laissait terrasser par la moindre émotion jusqu'à pleurer comme un enfant, le Musset, dont tous les contraires, tous les extrêmes avaient fait leur proie; — en resumé, un être complexe, point inoffensif, tant s'en faut . . . ." Darüber spricht aus eigener, schmerzlicher Erfahrung die oben erwähnte Schauspielerin in so treffenden, bewegten Worten, dass wir sie zum grossen Teil noch anführen möchten: „Il y a dans cet être deux hommes, — l'un que j'adorerais, s'il était toujours le même, l'autre que je n'aime guère. — — Je n'ai jamais vu de contrastes plus frappants que les deux êtres enfermés dans ce seul individu. L'un bon, doux, tendre enthousiaste, plein d'esprit, de bon sens, naïf comme un enfant, bonhomme, simple, sans prétention, modeste, sensible, exalté — — . . . Prenez le contrepied, vous avez affaire à un homme possédé d'une sorte de démon, faible, violent, orgueilleux, despotique, fou, dur, petit, méfiant jusqu'à l'insulte, aveuglément entêté, personnel et égoïste autant que possible, blasphément tout, et s'exaltant autant dans le mal que dans le bien. L'excès, voilà sa nature, soit en beau, soit en laid!" (s. Séché II. S. 193).

Da haben wir den ganzen Musset, wie er sich mit einer seltenen Selbsterkenntnis abmalt (s. Barine, S. 131) in den zwei so grundverschiedenen Persönlichkeiten seines Lustspiels „Les Caprices de Marianne" (1833): Octave, „le précoce libertin, son mauvais moi" und Coelio, „le Musset des bonnes heures", wie auch die scharf beobachtende George Sand ihn

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

kannte und beurteilte. (Vergl. hierzu die 2 Briefe Mussets vom Juli 1833 und 10. Mai 1834: „Quelqu'un vous avait demandé si j'étais Octave ou Coelio, et vous aviez répondu: tous les deux, je crois" und „il y avait en moi deux hommes, tu me l'as souvent dit, Octave et Coelio").

Und wenn wir uns nun Heine zuwenden, schildert er sich nicht selbst in verschiedenen seiner Jugendbriefe als ein ähnliches, wenn auch nicht so scharf ausgeprägtes Doppelwesen? So schreibt er am 26. Mai 1825: „Das ist ja eben der Zwiespalt in mir, dass meine Vernunft in beständigem Kampfe steht mit einer angeborenen Neigung zur Schwärmerei . . . . ." und am 1. Juli 1825: „Und nun ist in mir der grosse Kampf zwischen meiner klaren Vernünftigkeit, die den Lebensgenuss billigt und alle aufopfernde Begeisterung als etwas Törichtes ablehnt, und zwischen meiner schwärmerischen Neigung, die oft unversehens aufschiesst und mich gewaltsam ergreift"; wie er denn am 2. Februar 1824 gesteht: „Am Ende ist auch vielleicht mehr Schlechtes in mir, als Gutes, ob zwar beides in kolossalen Massen". Ja, entwirft er nicht ein getreues Bild seines Seelenzustandes mit den Worten in den Bädern von Lucca, Kapitel XI: „Es gibt Herzen, worin Scherz und Ernst, Böses und Heiliges, Glut und Kälte sich so abenteuerlich vermischen, dass es schwer wird darüber zu urteilen"? (siehe Nietzki, S. 44.)

So finden sich im Charakter beider Dichter denn auch manche Züge, die lobend anerkannt, mit Gerechtigkeit, ja mit Nachsicht, beurteilt werden müssen. Wenn daher Janzé (S. 14) sich begütigend äussert: „Malgré l'inégalité d'humeur, des boutades et des caprices, comme le fond était doux et bon, Musset était réellement sympathique", so rühmt Paul de Musset (S. 343 ff) an seinem Bruder das Mitleid, das Erbarmen und den steten Wunsch zu helfen. Von solch menschlich-schönem Fühlen gab bekanntlich auch Heine durch freigebige Unterstützung manchmal sehr unwürdiger Landsleute und durch sonstige milde Gaben Beweise genug, sei es auch nur, um, wie er im Brief an Alexander Dumas am 2. August 1855 sagt, von Zeit zu Zeit seine Karte beim lieben Gott abzugeben. Ebenso hebt Frau Jaubert (S. 318) bei Heine eine „humeur généreuse" gegen seine Freunde hervor, die ihm besonders eigen gewesen sei. Musset wiederum verstand es, nach der Ansicht seines Bruders, stets die höflichste Form zu beachten, was ja Heine erst nach und nach, namentlich in Paris, lernte; schliesslich besass ersterer einen tüchtigen Vorrat guter Laune, sodass er nie die Gelegenheit versäumte, einen Spass zu

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

machen, aber seine immer unschuldigen Scherze hatten keinen anderen Zweck, als die Leute zu unterhalten. Janzé (S. 54), wahrscheinlich aus derselben Quelle schöpfend, bezeichnet ihn als „naturellement gai, d'une gaîté communicative qui ne haïssait même pas les bouffonneries et les calembours"; er verabscheute, wie P. de Musset weiter berichtet, besonders die Mystifikationen; er hat nie über jemand üble Nachrede geführt; niemals hat er einen Abwesenden dem Vergnügen geopfert, ein bon mot zu machen; die Rachsucht war ihm in der Tat unmöglich.

Die zuletzt erwähnten guten Eigenschaften kann man allerdings mit dem besten Willen dem deutschen Dichter nicht zusprechen; denn sein Auftreten in der Gesellschaft fand, wie wir schon im 1. Teil angedeutet haben, wegen seiner oft verletzenden Anspielungen und Witze manchen Tadel (vergl. die schon zitierten Urteile bei Séché, S. 82, 83 und bei Jaubert, S. 285, 287), und aus seinen Briefen wie vor allem aus seinen Werken, z. B. aus seinen „Gedanken und Einfällen", kann man infolge seiner masslosen Eitelkeit und einer ausgeprägten Selbstsucht massenhafte Beweise unedler Nachträglichkeit und Rachsucht anführen. Ein Gegenstück zu Heines übertriebenem Stolz auf seine Leistungen und seine hervorragende Stellung in der Literatur bildet der auch schon berührte Adels- und Ahnenstolz Mussets, von dem Montégut (S. 147) sagt: „Son orgueil était le plus implacable qu'il y ait sons le soleil".

Eine Milderung der in den vorstehenden Ausführungen vielfach zutage tretenden, nicht unverdienten Verurteilung Heines wie Mussets mag unsere Schlussbemerkung über die beiden aussergewöhnlich veranlagten Menschen enthalten, in der wir die fast gleiche Charakterisierung ihrer Eigenart durch zwei angesehene Biographen anführen. Wenn nämlich Ducros (S. 12) von Heine behauptet, dass er seit seit seinem ersten Jahre war, was er sein ganzes Leben blieb, ein „enfant terrible", so ist Musset in den Augen Lindau's (S. 34) „ein Kind — ein wilder, ungezogener, genialer Bursche — ein schreckliches Kind, aber auch ein entzückendes Kind".

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

V. B.

Wenden wir nach dem Abschluss der vergleichenden Charakterschilderung unsere Aufmerksamkeit jetzt den Ähnlichkeiten im Leben unserer zwei Dichter zu, so müssen wir dabei bis in die Zeiten der Kindheit zurückgehen; denn fast alle Biographen, nicht nur der von Betz angeführte Strodtmann, sondern unter den Franzosen neben Weill (S. 57) z. B. auch Faguet in seiner kurzen Parallele, Montégut in seinen „Esquisses littéraires" (S. 247) und wiederum der schon mehrfach erwähnte Legras legen ein Hauptgewicht auf die Bedeutung dieser Zeit für die ganze Entwicklung des Dichtermenschen. Der letztgenannte französische Autor äussert sich hierzu in bezug auf Heine folgendermassen: „Le désarroi de ses impressions d'enfance suffirait à lui seul pour expliquer le manque de stabilité dans sa vie morale. — — Les influences de race et de religion qui, chez tant d'autres, sont décisives, n'éveillent chez Henri Heine que des sentiments contradictoires. — C'est à l'entourage de famille, beaucoup plus qu'au milieu local, toujours incertain, qu'il convient, selon moi, d'accorder une sérieuse importance. Le caractère des parents et cette éducation par l' exemple que, même sans le vouloir, ils donnent à leurs enfants, agissent puissamment sur ces âmes tendres." (s. Einleitung IX, X, XIII.)

Dass wir an dieser Stelle hauptsächlich Werke angeführt haben, die sich mit Heine beschäftigen, liegt daran, dass bei ihm viel mehr als bei Musset durch die Zwiespältigkeit der Jugendeinflüsse der Charakterbildung und dem ganzen Leben ein seltsamer Stempel aufgedrückt wurde. Kein Geringerer als Heine selbst bekennt sich zu dieser Ansicht, der er in seinen Memoiren mit den Worten Ausdruck verleiht: „Aus den frühesten Anfängen erklären sich die spätesten Erscheinungen. — Ort und Zeit sind auch wichtige Momente: ich bin geboren zu Ende des skeptischen 18. Jahrhunderts und in einer Stadt, wo zur Zeit meiner Kindheit nicht bloss die Franzosen, sondern auch der französische Geist herrschte", und sein Biograph Karpeles ergänzt diese Äusserung noch dahin, dass er (S. 60) sagt: „Heinrich Heine war ein Jude, der in den Tagen der aufblühenden Romantik in einer Stadt am Rhein geboren wurde. Aus diesen drei Elementen ist wohl die widerspruchsvolle Individualität des Dichters und seine poetische Richtung zu erklären." Bei Abfassung dieses Urteils schwebten dem Heineverehrer wahrscheinlich die Worte der autobiographischen Skizze Heines für Philarète Chasles (1835) vor Augen, worin

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ersterer betont, dass er in seiner Kindheit eigentlich schon die Luft Frankreichs eingeatmet habe. Dann stand er durch seine jüdische Abstammung den Franzosen allerdings näher als den Deutschen, denen er durch seine Sprache angehörte, und daher besass er nach v. Treitschke (IV. 4. S. 423), „was die Juden mit den Franzosen gemein haben, die Anmut des Lasters, die auch das Niederträchtige und Ekelhafte auf einen Augenblick verlockend erscheinen lässt, die geschickte Mache und vor allem jenen unfruchtbaren Esprit, der mit den Dingen spielt, ohne sie zu beherrschen." Nennt ihn daher Hennequin (S. 66) mit Recht „l'homme de plusieurs races", so erklärte einst der geistvolle französische Kritiker Francisque Sarcey (s. Karpeles, Zeitgenossen, S. 224), Heine sei ein Franzose, und er begreife nicht, was die Deutschen für Ansprüche auf ihn hätten. Es ist dies derselbe Gedanke, den Ducros (S. 42 und 44) ausführt, indem er schliesslich darauf hinweist, dass einige der grössten Fehler Heines, die ihm, „le plus français des Allemands", seine Landsleute vorwerfen, nach Düsseldorf aus Frankreich eingeführt seien, das eigentlich sein erstes Vaterland sei.

Dadurch verringert sich der Abstand zwischen dem bürgerlichen, jüdischen Halbfranzosen und dem französischen „Marquis-Poeten" ganz bedeutend, und eine Reihe von gleichartigen Einwirkungen familiärer, häuslicher Art lassen auch hier eine Vergleichung gerechtfertigt erscheinen. Die Hauptrolle spielt dabei natürlich das Elternhaus, und dort haben beide Dichter dieselbe glückliche, anregungreiche Jugend verlebt.

Die Väter, obwohl andererseits sehr verschieden geartet, zeigen doch eine Anzahl verwandter Charakterzüge, die ohne Zweifel die Söhne mehr oder weniger geerbt haben: eine unerschöpfliche Güte und Freundlichkeit, eine seltene Freigebigkeit, das Streben, den Unglücklichen und Verfolgten zu helfen, daneben auch eine grenzenlose Lebenslust und verfängliche Genusssucht. Nach P. de Musset (S. 17) war sein Vater, der, wie Heines Mutter, Rousseau studiert und eine anerkannt gute Abhandlung über den Philosophen geschrieben hatte, „un homme aimable, d'une gaîté étincelante, d'une promptitude de repartie, d'une érudition profonde", während er uns aus der interessanten Studie über „La famille d'Alfred de Musset" par Baron André de Maricourt (s. Revue hebdomadaire von 1910, No. 50, S. 222) als „ein Vertreter des 18. Jahrhunderts, leichtfertig in den Sitten, blind in seiner Begeisterung, als reizender Plauderer und Mann der kleinen Soupers" ent-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gegentritt, Eigenschaften, die alle nach Heines Schilderung in den „Memoiren“ auch bei seinem Vater und bei unseren beiden Dichtern unschwer zu finden sind.

Den tiefsten, nachhaltigsten Einfluss übten allerdings in der einen wie in der anderen Familie die Mütter aus, der hier wie dort die Söhne eine gesunde, glückliche Kindheit verdankten. Während aber Heine von der Mutter sagt: „Ihre Vernunft und ihre Empfindung waren die Gesundheit selbst, und nicht von ihr erbte ich den Sinn für das Phantastische und die Romantik“, hebt P. de Musset bei seiner frommen Mutter „la sensibilité, l'éloquence et le pathétique“ hervor, und unser anderer oben genannter Gewährsmann schildert sie als „faible et sans volonté, impressionnable et nerveuse“.

Wie A. de Musset in seiner „Confession“ (Teil III, Kap. I), mag sie immerhin sonst kein „document biographique“ sein, dem Vater ein Denkmal der Dankbarkeit setzt und in den folgenden Kapiteln seine lange, tiefe Trauer beim Tode des Erzeugers schildert, so gedenkt er in seiner Novelle „les deux maîtresses“ voll zärtlicher Liebe der Mutter, die ihn verwöhnt, die für alle seine Torheiten eine Verzeihung hatte und nur darauf sann, ihm das Leben süss zu machen, und deren edles Bild ihm nach der Ansicht des Bruders bei Zeichnung der Gestalt der zärtlichen Mutter Hermia in dem Lustspiel „les caprices de Marianne“ vor Augen schwebte. In derselben Weise ist auch bei Heine der Vater „von allen Menschen derjenige, den ich am meisten geliebt“, und in einer späteren Aussprache gesteht der Dichter gegen Adolf Stahr: „Ich habe den Verlust meines Vaters Jahre lang nicht begreifen und nie verschmerzen können“. So ist auch das Gemälde, das er in seinen „Memoiren“, obgleich auch sie eine Art von „Wahrheit und Dichtung“ sind, von Vater und Mutter entwirft, von wahrhaftiger, ungekünstelter Kindesliebe eingegeben. Das Vertrauen in die Heilkraft der Mutterliebe, es klingt uns ebenso zuversichtlich aus dem 2. Sonett Heines an seine Mutter wie aus dem Briefe Mussets entgegen, mit dem sich dieser nach seinem körperlichen und seelischen Schiffbruch in den schützenden Hafen des heimischen Herdes flüchtet. Wirklich rührend ist die Beflissenheit, mit der jahrelang der schwerkranke Heine in seinen Briefen der verehrten Mutter seine schrecklichen Leiden zu verheimlichen sucht, die Sehnsucht, mit der er der „alten Frau am Dammthor“ und des Lottchens, der teuren Schwester, immer und immer wieder in seinen Schriften gedenkt (vergl. „Zeitgedichte“, und hauptsächlich „Wintermärchen“, Abschied von Paris und Kapitel XX und XXIV).

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Jene von ihm hochgeschätzte Schwester (vergl. Brief vom 2. Febr. 1823 an seinen Schwager Embden: „Mein Lottchen ist Musik, ganz Ebenmass und Harmonie“ und Brief vom 15. Juli 1851 in den „Heine-Reliquien“: „vielleicht von allen Frauen die supportabelste“), der er in zahlreichen Briefen die zärtlichsten Kosenamen gibt, die frühzeitig, mehr als alle anderen Familienglieder, seine Poesien zu schätzen verstand, obwohl sie seine Tragödien „nicht sonderlich goutierte“, war nicht nur die Gespielin seiner Kindheit, sondern übte oft einen wohltuenden, beruhigenden Einfluss auf den aufgeregten Knaben aus, ähnlich wie das besänftigende Klavierspiel der Schwester den verdüsterten Alfred de Musset in den aufheiternden Familienkreis zurückzog.

Wenn im Leben des letzgenannten Dichters die Schwester nicht weiter bedeutsam hervortritt, so war dies um so mehr mit dem Bruder Paul der Fall, der, wie Alfreds eigene Briefe vom 23. Nov. 1842 und Nov. 1850 beweisen, nicht zu viel damit behauptet, dass er auf S. 1 seiner Biographie den Bruder als den Menschen bezeichnet „dont j'étais le plus fidèle ami et le confident le plus intime“, hat er doch sogar 4 Jahre nach des Dichters Tod dessen frühere Geliebte, Aimée d'Alton-Shée, geheiratet.

Die nach Barine nur mit Misstrauen zu benutzende Biographie A. de Mussets aus der Feder dieses Bruders, der fast stets in engster Gemeinschaft mit ihm lebte, hat deshalb sicher mehr Wert als die von verschiedenen Seiten, namentlich von Hüffer (S. 210) kritisierten Erinnerungen an Heinrich Heine, geschrieben von Max Heine, der seinen Bruder im Jahre 1852 nach 25jähriger Trennung zum ersten Mal wiedersah und nur durch verhältnismässig seltene briefliche Mitteilungen und kurze Besuche mit ihm in Verbindung blieb. Beide Biographen finden natürlich für manches, was andere verurteilen, Entschuldigungen, bemänteln es oder stellen es in einem günstigeren Lichte dar, ja, in ihrer brüderlichen Liebe und ihrem verwandtschaftlichen Stolze sind sie blind für manches Tadelnswerte. Zwar rühmt sich Max Heine, hauptsächlich auf die Briefe vom 5. August 1837 und 12. April 1843 verweisend, der tiefen Zuneigung und des grossen Vertrauens seines Bruders, aber nach den „Heine-Reliquien“ stellt ihn Heinrich, in verschiedenen Briefen aus dem Jahre 1852 an den wieder zu Ehren angenommenen Bruder Gustav, (augenscheinlich, weil dieser bereitwillig Geld vorschoss) als Egoisten „mit einer matten Seele“ hin und wendet dabei sogar einige seiner beliebten Kraftausdrücke an; erst nach zwei

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Jahren findet er für jenen angeborenen Egoismus eine Entschuldigung, ihn mit der schon erwähnten Selbsterkenntnis als Familienfehler betrachtend.

Auch von anderer, älterer verwandtschaftlicher Seite aus machten sich in der Kindheit beider Dichter ähnliche, bemerkenswerte Einflüsse geltend, so bei Musset durch den mütterlichen Grossvater Guyot-Desherbiers, aus dessen Bibliothek der junge Alfred seine Phantasie mit bunten Bildern füllte, bei Heine durch den Grossoheim mütterlicherseits, Simon de Geldern, dessen abenteuerliche Fahrten den Knaben so lebhaft beschäftigten, dass er längere Zeit in einer Art Traumwelt mit ihm lebte (vergl. Memoiren). Vor allem aber war es nach Heines eigenem Berichte der Bruder seiner Mutter, auch Simon de Geldern genannt, der auf seine geistige Entwicklung einen nachhaltigen Einfluss ausübte, der ihm kostbare Werke schenkte und seine Bibliothek zur Verfügung stellte, während für Musset nach der Ansicht des oben genannten baron de Maricourt, welcher dem Gesetze der Vererbung grosse Bedeutung beimisst, unter den verschiedenen hervorragenden Vorfahren männlichen und weiblichen Geschlechts besonders sein Oheim, der Marquis de Musset-Cogners von Wichtigkeit wurde, auf dessen Schloss Alfred während seiner Schülerzeit alle Ferien verlebte, und bei dem er namentlich den so stark ausgeprägten Adelsstolz einsog.

In den reiferen Jahren hat Musset viel Nutzen aus den väterlichen, feinsinnigen Ratschlägen des von ihm innigeliebten Oheims Desherbiers in Le Mans gezogen (vergl. Brief an dens. vom Jan. 1830), der nach P. de Musset (S. 34) für seinen begabten Neffen jeden Opfers fähig war. In Heines Jünglingsjahren spielte die grösste, nicht immer heilsame Rolle ebenfalls ein Oheim, der bekannte Hamburger Banquier Salomo Heine, den R. M. Meyer (S. 129) bezeichnend Heines „Vorsehung und Heines Unglück“ nennt, weil der Neffe sich fast stets in seinem Leben auf die selten verweigerte Unterstützung des Millionenonkels verliess, den aber eben deshalb Montégut (S. 249) als „protecteur des belles lettres“ der Nachwelt überliefern will, da man seinem Golde tatsächlich den Heine verdanke, den wir kennen.

Einen unverwischbaren Kindheitseindruck, den bei Heine die Gesinnung des Vaters, bei Musset die mit begeisternder Beredsamkeit von Napoleon sprechende Mutter (vergl. P. d. Musset S. 28 u. 32) noch vertiefte, hatte auf beide Knaben die Gestalt des grossen Korsen gemacht. Sie prägte sich den Augen des noch nicht fünfjährigen Pariser Kindes ebenso

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

fest ein wie dem Erinnerungsvermögen des schon gereifteren Düsseldorfer Judenknaben; und wie ersterer sich während seiner Genesung im Jahre 1840 in das „Mémorial de Sainte-Hélène und alle möglichen Denkschriften über das Kaisertum vertiefte, so studierte letzterer eifrig die Werke von Thiers und weihte dem Schatten Napoleons in seinem Buche Le Grand (1826) und allenthalben in seinen Werken einen an Götzendienst streifenden Kultus (s. v. Treitschke III. S. 712), einmal aus Oppositionssucht, dann aber auch, weil er, in seiner Eitelkeit, etwas Verwandtes in jenem Helden zu finden glaubte und sich zuweilen anmasste, im Gebiete der Geister ebenso unumschränkt herrschen zu können, wie der Welteroberer über die Geschicke der Völker.

Von ebenso grosser Bedeutung wurde für die Entwicklung der beiden jugendlichen Gemüter die Lektüre des Don Quichotte, von der Heine in der Einleitung zur Prachtausgabe dieses Werkes, 1837, gestand, dass sie ihn mit Bewunderung für die Taten und Leiden des grossen Ritters erfüllte, trotzdem dass, nach seiner Ansicht, Cervantes, ohne sich dessen klar bewusst zu werden, damit die grösste Satire gegen die menschliche Begeisterung schrieb.

Eine fernere Aehnlichkeit liegt in den philosophischen Studien der zwei Dichter. In seinen Memoiren weist Heine darauf hin, dass ihm schon im 13. Lebensjahre alle Systeme des freien Denkens vorgetragen wurden, d. h. die der französischen Philosophie, von der er deshalb in seinem Aufsatz über Polen (1822) sagt, dass er selbst gewissermassen ein Kind derselben sei; und auf diesen Lehren baute sich für ihn nach der Bekanntschaft mit Schellingschen und vor allem Hegelschen Doktrinen das System der zügellosen Selbstvergötterung auf, die vielem an sich Lobenswerten in seinen Werken einen so anstossenden Anstrich gibt. In gleicher Weise begnügte sich Musset nicht mit dem auf dem lycée Henri IV erhaltenen Preis für eine philosophische Abhandlung; er trieb vielmehr, wie sein Bruder (S. 70) erzählt, seine metaphysische Erziehung so weit, dass er eine Philosophie nicht bloss studierte, sondern sie annahm.

Auf dem Gymnasium war Musset bekanntlich zwei Jahre lang der Mitschüler des jugendlichen Herzogs von Chartres, späteren Herzogs von Orleans, mit dem ihn eine herzliche, gegenseitige Zuneigung verband, und dessen Andenken er im Jahre 1843 am Jahrestage des plötzlichen Todes jenes hoffnungsvollen Prinzen in seinen tiefgefühlten Stanzen „le treize Juillet“ trauernd verherrlichte:

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

XIII. „Il vous savait, donnait au pauvre aide et pitié,
Au plus sincère estime, au plus brave amitié. — —

XIX. Il vivait avec nous, il était de notre âge.
Sa pensée était jeune avec l'ancien courage. — —

XX. Je le pense et le dis à qui voudra m'en croire,
Non pas en courtisan qui flatte la douleur,
Mais je crois qu'une place est vide dans l'histoire."

Auch Heine erkannte schon in seinen „Französischen Zuständen" I. VI lobend die Unerschrockenheit an, mit der der junge Herzog von Orleans im Jahre 1832 die Cholerahospitale besuchte, und kommt später immer wieder, namentlich in der „Lutetia", zuweilen mit fast überschwenglichen Worten (s. „Aus den Pyrenäen" II, 1846: Dieses herrliche Menschengedicht, welches Ferdinand Orleans hiess, war gleichsam in einem populären, allgemein fasslichen Stil gedichtet"), auf den Tod des geliebten, „ja angebeteten, ritterlichen" Prinzen zu sprechen, der das „Buch der Lieder" im Originale las und ihn gern in französischen Diensten gesehen hätte.

Nach Janzé (S. 81) ahmte Musset dem genannten Prinzen auch in der Kleidung und in der Körperhaltung nach; für Eleganz und Vornehmheit hatte er ja infolge seiner Abkunft ein angeborenes Gefühl; sagt sein Bruder doch von ihm, dass ihm der Luxus eine Art von Rausch verursachte. Es ist daher kein Wunder, dass er im Kreise der im 1. Teile unserer Ausführungen erwähnten Lebemänner sich in Tracht und Lebensführung als erster Dandy geberdete, wie denn Montégut (Esqu. litt. S. 805/6) behauptet: „Il était né dandy comme il était né voluptueux". Die Folge davon war, dass er, namentlich wegen seiner unverbesserlichen Leidenschaft für das Spiel, immer mehr brauchte, als er besass, auch in späteren Jahren, wo er zeitweilig schöne Einnahmen hatte.

Auch Heine trug zeit seines Lebens aristokratische Neigungen zur Schau (vergl. Weill 38) und rühmte sich stets gern seines Verkehrs in vornehmen Kreisen; auch er ging immer geschmackvoll nach der neuesten Mode gekleidet (vergl. „Lazarus" No. 2: Rückschau), allerdings mit einer beabsichtigten, etwas nachlässigen Eleganz. In derselben Weise wie Musset befand sich Heine fast fortgesetzt in Geldnöten, besonders infolge seiner Heirat und seiner Krankheit, und borgte dann unverfroren Freunde und Verwandte an, wie die Briefe an den treuen Moser und Bruder Gustav bezeugen. Belege für

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

diese ewigen Geldsorgen bieten z. B. Heines Geständnisse in der „Retrospektiven Aufklärung“ zur Lutetia (1854) und sein Brief an Laube vom 25. Januar 1850: „Ich Unglückseliger, der ich an fürstlichen Aufwand gewohnt bin . . ., komme nicht aus mit den Ressourcen, die mir übrig geblieben“. So blieb denn beiden Freunden irdischer Genüsse dies erträumte sorgenfreie, ja glänzende Dasein versagt.

In ihrer Schülerzeit genossen Heine wie Musset, ersterer auf der Akademie zu Düsseldorf, gediegenen und erfolgreichen Unterricht im Zeichnen, für welche Kunst namentlich Musset ganz besonders veranlagt war, so dass er bald das gefährliche Talent der Karrikatur in hohem Masse besass; später entwickelte sich bei beiden, gereift durch die aus Italien heimgebrachten Eindrücke und Erinnerungen, ein ausgesprochener Geschmack für die Künste, der sie befähigte, meist gerechte und treffende Urteile über Maler und Komponisten, Schauspieler und Opernsängerinnen abzugeben. Das war also auch inbezug auf die Musik der Fall, für die Musset von Kindheit an Begabung zeigte, während Heine der Musikunterricht in der Jugend ein Grauen einflösste. Zu der kurzen, vielsagenden Aeusserung Liszts über Heines Verständnis der Tonkunst: „Er war Musiker als Dichter“ gibt Ferdinand Hiller bei Karpeles (Zeitgenossen, S. 129) eine verständnisvolle Erläuterung.

Ebensowenig wie mit den Musikstunden wollte es Heine mit dem Tanzunterricht glücken, so dass er, wie er mehrfach betont, überhaupt nicht tanzte; den anmutigen Tanzbewegungen jugendlich-schöner Frauen sah er jedoch gern zu, z. B. auf den bals champêtres in Montmorency (s. Meissner, S. 50). Musset dagegen gab sich dem Vergnügen des Tanzes jahrelang leidenschaftlich hin, zuerst hauptsächlich an den Sonntagabenden im „Arsenal“ bei Charles Nodier.

Neben den eben aufgezählten zufälligen Analogien in den äusseren Lebensverhältnissen zeigten, wie verschiedene Biographen hervorheben und mehrere Gemälde beider Dichter bezeugen, auch die Gesichtszüge Heines eine auffallende Aehnlichkeit mit denen Mussets; denn verrieten dieselben bei ersterem kaum seine jüdische Abstammung, so trugen sie bei letzterem durchaus nicht den ausgesprochen romanischen Typus; gleich waren die mittelgrosse, schmächtige Gestalt, der reiche, blonde Haarwuchs (bei Heine, nach den Memoiren zu schliessen, ein Erbteil des Vaters), die blauen Augen, die hohe Stirn, die regelmässigen Gesichtszüge, die etwas gebogene Nase, die zarte Hautfarbe, der ausdrucksvolle Mund

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

mit dem skeptischen Lächeln und die zarten Hände, die fast einen unmännlichen Eindruck machten.

In verschiedenen Punkten jedoch, in einigen nicht unbedeutsamen Lebensgewohnheiten, wich Heine, nicht zu seinem Nachteil, ausserordentlich von Musset und den sogenannten Jeunes-France ab, deren scherzhafte Charakterisierung in einem Artikel der Revue hebdomodaire (1909, No. 40: „Le Romantisme et la Mode" par Louis Maigron in den treffenden Worten gipfelt: „Un Jeune-France fume comme un sujet du Grand Turc et se grise comme un Templier". Wie Musset alles, was er tat, leidenschaftlich betrieb, so rauchte er auch so stark, dass die Farbe seiner Fingerspitzen, seiner Zähne und sogar seiner Lippen darunter litt (s. Lindau, S. 194, desgl. Widmung an Tattet zu „La Coupe et les Lèvres"). Ueber den deutschen Dichter dagegen bemerkt Ducros (S. 26) „Il avait des goûts ou plus exactement des dégoûts bien étranges pour un Allemand". Heine selbst betont nämlich wiederholt, so im Buch Le Grand (Kap. XIII), dass er nie rauchte und dass er ein Feind des Bieres sei (s. auch Autobiographische Skizze vom Jahre 1835). Nach der Stelle im „Wintermärchen" (Kap. X) dürfte man letzteres doch nicht zu buchstäblich auffassen; jedenfalls war Heine, wie aus der Notiz bei Karpeles (Zeitgenossen. S. 7) zu schliessen ist, die besagt, dass er, um sein Herz zu betäuben, an den Bachanalien in der Weinstube von Lutter und Wegener in Berlin teilnahm, und wie sich auch aus verschiedenen Bemerkungen in seinen Briefen erkennen lässt, gegen einen guten Tropfen Wein nicht unempfänglich. Ja, im Gegensatz zu v. Treitschke (IV, S. 423), der ihn bezeichnenderweise als den einzigen unserer Lyriker hinstellt, der kein Trinklied gedichtet habe, macht Legras (S. 79) mit Recht auf die Nordseebilder II aufmerksam, wo aus Nr. 10 „Im Hafen" doch eine schöne, weinselige Stimmung herausklingt.

Musset allerdings hat, wie sich aus dem Briefe an Paul Foucher vom 23. September 1827 ergibt, schon als sechzehnjähriger Bursche dem Bier und dem Punsch masslos gehuldigt, nach Séché (S. 45) frühzeitig die Gewohnheit angenommen, sich in den Armen des Bacchus von den Frauen zu erholen, sein ganzes Leben lang „la brune et la blonde" umworben und „la dive bouteille" verehrt; und dass ihm der nervenzerrüttende Absinth nicht fremd war, beweist am besten eine Stelle aus seiner geistreichen Skizze vom Jahre 1839, „Un souper chez mademoiselle Rachel". Vergebens suchten ihn seine Freunde, z. B. der besorgte Ulric Guttinguer, immer

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und immer wieder vor den aufregenden Getränken zu warnen; er antwortete nur mit einem heiter-sorglosen, fast zynischen Loblied auf den Absinth.

Musset hatte also Freunde (trotz seiner Selbstkritik in Teil I), wie auch Heine solche besass, obwohl beide die treue Hingabe vielleicht oft nicht recht verdienten und lohnten. Sie besassen aber neben unleidlichen Stimmungen, wo sie abstossend, ja beleidigend sein konnten, besonders Heine durch seine rücksichtslose Spottsucht, die den besten Freund nicht verschonte (s. Brief an Lehmann vom 26. Juni 1823), so bestechende Eigenschaften, konnten so liebenswürdig sein, dass es ihnen nicht an Freunden mangelte, wenn sie deren bedurften. Wie der marquis de Belmont, einer der seltenen Vertreter der alten französischen Gesellschaft, von allen Freunden Mussets derjenige war, dessen Umgang er am meisten liebte (s. Janzé, S. 215), so erklärte Heine seinen Freund Breza für den einzigen, in dessen Nähe er sich nicht gelangweilt habe.

Schon in der Schülerzeit standen den beiden körperlich zarten, geistig die neidischen, spottsüchtigen Kameraden weit überragenden Knaben hier die kräftigen Fäuste Léon Gobert's (vergl. den Aufsatz „Musset intime" par René Moulin in der Revue hebdomadaire, 1903/4.No. 2. S. 133), dort die biedere Anhänglichkeit Christian Sethes (s. Karpeles, Biogr. S. 19) allzeit schützend zur Verfügung. Wenn Musset sich in Sachen der Freundschaft auch noch ablehnender verhielt als Heine, so war doch jahrzehntelang, neben dem schon erwähnten Foucher, neben Guttinguer, Sainte-Beuve und anderen, namentlich der treue Alfred Tattet für ihn nicht bloss der Genosse seiner durchschwärmten Nächte, sondern auch der Verkünder seines Ruhmes und der unermüdliche Aufmunterer zur Arbeit; wir finden in ihnen allen Freunde, an die Musset sowohl herzlich-vertrauensvolle Briefe (vergl. den an Tattet vom 17. August 1838: „Quand vous voudrez me faire un compliment, appelez-moi votre ami"), als auch gern kurze poetische Ergüsse schickte.

In gleicher Weise tritt im Leben Heines, von dem zwar auch sein Bruder Max (S. 31) sagt: „Er hatte wenig Jugendfreunde, er wählte immer . . .", neben jenem Christian Sethe und anderen der brave Moses Moser hervor, dem er in vielen Briefen — wirklichen Briefen im „Négligé-Gewand" und keine Gala-Briefe (vergl. Brief an R. Christiani vom 7. März 1824), wie er sie später liebte — sein Liebes- und Dichterleiden klagte. An Christian Sethe sind bekanntlich auch die jugendlich-stürmischen Fresko-Sonette gerichtet, wie auch Musset

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

die Freundschaft Tattet's im Jahre 1838 in einem Sonett feierte.

Wenn auf die erwähnten offenherzigen Briefe ganz die Bemerkung von Karpeles (Zeitgenossen, S. 282) passt: „Briefe sind die Fenster der Seele", so gibt das ebendaselbst (S. 291) erwähnte Schreiben von Heines Jugendfreund Ferdinand Oesterley an seine Braut (5. Oktober 1825) ein deutliches Bild von des Dichters Auffassung der Freundschaft:

„Die meisten Menschen, mit denen er umging, sah er nur von einer poetischen Seite an; je mehr er jemanden gebrauchen konnte, desto lieber ging er mit dem Menschen um, einerlei wer es war. Freunde hatte er wenige, doch die, welchen er einmal traute, hatte er sehr lieb; gegen diese war er, bis auf gewisse Stücke, sehr offen, hinreissend liebenswürdig, von dem feinsten Schicklichkeitsgefühl, geradezu aufopfernd".

Aus dem ersten Teil dieser Beurteilung zu schliessen, scheinen Bartels und vor allem Nietzki (S. 53 u. 92) recht zu haben, wenn sie, im Gegensatz zu Karpeles und Hüffer, Heines Freundschaften als nur von egoistischen Motiven beherrscht und nur aus Laune, Zufall oder Eigennutz geschlossen darstellen; die zweite Hälfte obiger Schilderung trifft aber, abgesehen von dem schnöde behandelten Moser, auf eine Reihe von Freunden, zum Teil fürs ganze Leben, zu. Wir erinnern nur an Karl Immermann, den Heine in seinem Briefe an Heinrich Laube vom Ende August 1840 tief betrauert, und von dem Max Heine (S. 72) behauptet, dass er vielleicht der einzige gewesen sei, der nicht des Bruders Witz und satirische Laune empfunden habe. Ebenso müssen wir, auf Grund von Karpeles (Zeitgenossen S. 21—32, 159, 195), auf die uneigennützige Waffenbrüderschaft Josef Lehmann's, des ältesten Berliner Freundes, hinweisen, der in seinem „Magazin für Literatur des Auslandes" jederzeit für Heine und seine Werke eintrat und noch in des Dichters Nekrolog dessen Lebenswandel zu erklären und in ein günstiges Licht zu stellen suchte. Neben den von Karpeles als Freunde bezeichneten Laube, Hiller, Aug. Lewald und Meissner dürfen wir vor allem die unerschütterliche Freundschaft Varnhagens von Ense nicht vergessen, der 1842 (s. Heine-Reliquien, Brief vom 2. Oktober) schrieb: „Einen anerkennenden, beständigen Freund haben Sie stets an mir, ich habe den edlen, reinen Kern in Ihnen nie verkannt, welcherlei Hüllen auch Sie selber darum zu legen genötigt oder gelaunt seien". Eine solche deutsche Freundschaft wurde Heine freilich in Paris nicht geboten, aber namentlich mit Balzac verband ihn eine auf gegenseitige

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Achtung gegründete Zuneigung, und der schwermütige Gérard de Nerval war dort vielleicht der einzige, den Heine aufrichtig liebte, und der seinerseits des deutschen Dichters Natur mit ihren Vorzügen und Schwächen klar erkannte (s. Schmidt-Weissenfels, S. 4, 13, 14).

Und begeisterte Verehrung genoss Heine in Frankreich vielfach und zwar gerade in vornehmen Kreisen und bei hochgebildeten Männern, sei es jener Sigmund Engländer, der ihn (s. Brief vom 12. September 1851 in Heine-Reliquien) „le saint prêtre de la poésie" nannte, sei es der Marquis Adolphe de Custine, der ihn als „le Cervantes allemand, le Rabelais moderne" bezeichnete, sei es die Marquise de Créqui, die ihm schrieb: „Sie haben mehr Geist allein, als alle Deutschen und Franzosen zusammengenommen".

War schon in den Beziehungen unserer beiden Dichter zu ihren Freunden manche Ähnlichkeit zu entdecken, so erwies sich der Einfluss, den auf Heines wie Mussets Leben und Dichten das schöne Gschlecht ausübte, fast ganz und gar als derselbe, als ein gewaltiger, und zwar wirkte er auf die Menschen verderblich, auf die Dichter meist fördernd ein. Der charakteristische Zug dabei ist, dass sie eigentlich, infolge der ihnen innewohnenden romantischen Veranlagung, ihrer Liebe nie recht froh wurden. Trotzdem oder gerade deshalb waren beide, dank ihrer gewinnenden Persönlichkeit und ihrer Unterhaltungsgabe, bei den Damen vom Glück begünstigt (vergl. Weill's Urteil in seinen Souvenirs, S. 38), und bei jeder neuen Enttäuschung befolgte der eine wie der andere ohne Säumen Heines Trostspruch: „Das wirksamste Gegengift gegen die Weiber sind die Weiber" (s. Memoiren).

Bezeichnend für beide ist es, dass sich schon in früher Jugend merkwürdige Beispiele inbezug auf ihre Empfänglichkeit für den Zauber holder Weiblichkeit verzeichnen lassen; wie die von P. de Musset berichteten, unkindlich-frühreifen Worte des vierjährigen Alfred zu der Cousine Clélie und der verwirrende Eindruck, den die liebliche Kriegsratstocher auf den deklamierenden Heine machte, überzeugend dartun. Wenn in Heines Memoiren die ganze Gestalt der kleinen Veronika auch meist eine poetische Fiktion ist, so kennzeichnen doch die Worte, mit denen er die Wirkung des ersten Kusses der sechzehnjährigen Josefa ausmalt, den ganzen Heine: „In diesem Augenblicke loderten in mir auf die ersten Flammen jener zwei Passionen, welchen mein späteres Leben gewidmet blieb: die Liebe für schöne Frauen und die Liebe zur französischen Revolution".

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Dass die Liebe ebenso das ganze Sinnen und Trachten Mussets erfüllte, ergibt sich nicht nur aus den Geständnissen seines Bruders Paul (S. 239): „Il fallait toujours que Alfred fût amoureux et il l'a toujours été", sondern auch aus den treffenden Urteilen anderer Biographen, unter denen z. B. Janzé (S. 46) schreibt: „Aimer la femme lui paraissait le souverain bien et l'abus qu'il en fit lui ôta la faculté, mais non pas le désir d'aimer". Bei Séché finden wir die auf Tattets Beobachtung fussende Bemerkung: „L'amour le rendait fou", während sich Montégut (Esqu. litt. S. 791/2) äussert: „Die Liebe war die einzige Religion bei Alfred de Musset, aber sie war eine wirkliche Religion". Nicht unbemerkt blieb die gewaltige Eifersucht, die beide beherrschte, und die man bei Heine mit der eines Türken, bei Musset mit der eines Tigers verglich.

Kein Wunder ist es, dass das Weltstadtkind Musset die sinnliche Seite der Liebe noch eher erfasste als der deutsche Kleinstädter Heine, wofür die Zeilen über Frauen in dem oben erwähnten Briefe an Foucher Zeugnis ablegen und die von Séché (II. S. 13) erwähnte leidenschaftliche Liaison des achtzehnjährigen Jünglings mit einer Mme Groisellier einen weiteren Beweis liefert, Lebenserfahrungen, die Heine bald während seines ersten Aufenthaltes in Hamburg nachholte (s. Brief an Sethe vom 6. Juli 1816).

Dann aber trat in beider Leben, bei Heine den Jahren nach sogar noch etwas eher, jene Leidenschaft ein, die einen so bestimmenden Einfluss auf ihr Dasein gewinnen sollte, Heines Liebe zu seiner Cousine Amalie (Molly), Mussets leidenschaftsvolle Liebesepisode mit George Sand. Wenn auch natürlich der grosse Unterschied bleibt, dass Musset der Geliebten Leib und Seele tatsächlich besessen hat, bei Heine dagegen von einem Liebesverhältnis eigentlich gar nicht die Rede sein kann, — wie er denn schon am 27. Oktober 1816 gegen Sethe klagt, dass sie die schönen Lieder, die er nur für sie gedichtet, bitter und schnöde gedemütigt habe —, so wird doch allseitig zugestanden, dass diese Herzenserlebnisse und der daraus hervorgehende Seelenschmerz einen tiefen, unauslöschlichen Eindruck auf die beiden jugendlichen Gemüter gemacht, in ihnen eigentlich erst den Dichter, den Sänger der getäuschten, verratenen Liebe wachgerufen habe. Die Selbstmordgedanken, die bei beiden in den Tagen der Erbitterung und Verzweiflung aufstiegen, als sie mit ihrem ähnlichen Wahlspruch, dem Heines: „Aut Caesar, aut nihil", dem Mussets: „Tout ou rien" das erste Mal im Leben kläg-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

lich Schiffbruch erlitten hatten, können als Beweis für die Tiefe ihrer Gefühle gelten.

In seinen geistreichen Conférences über George Sand, die René Doumic im Jahre 1909 hielt (s. Revue hebdomadaire, Paris, 1909, No. 9 – 15), behandelt er in der 4. „Le Coup de Folie Romantique" überschriebenen Leçon das venetianische Liebesdrama mit seinen Wirkungen und bestätigt darin unsere obige Äusserung über jene Herzensprüfung mit den Worten: „L'homme en sortait meurtri, et le poète triomphant. Musset lui (à G. S.) doit plus qu'elle ne doit à Musset. Elle l'a transformé sous l'action de sa puissante individualité". Eine derartige persönliche Einwirkung konnte allerdings von der oberflächlichen Hamburger Banquierstochter nicht ausgehen, in der Sache war aber der Erfolg derselbe. Die Behauptung der Mussetisten und der Heinefreunde, dass allein die durch den Verlust der Geliebten verursachte trostlose Stimmung den einen wie den anderen in die Arme der Ausschweifung getrieben habe, dürfte doch in Anbetracht der oben angedeuteten und schon betätigten natürlichen Veranlagung zur Sittenlosigkeit nicht ganz aufrecht zu erhalten sein, obwohl verchiedene Briefe Heines wie Mussets als Beleg dafür könnten angeführt werden. Allerdings suchten und fanden beide, die die Erinnerung an die Jugendgeliebte nie ganz los werden konnten, in einer langen Reihe meist flüchtiger Neigungen Zerstreuung und Ersatz. Eine Illustration dazu geben uns die selbstgefälligen Bemerkungen Heines in seinem Briefe an Rahel Varnhagen (vom 1. April 1829), dass er seit 2 Jahren von anderen Freundinnen sehr verwöhnt worden sei . . ., und an Moser (vom 6. Septbr. 1828 aus Lucca), dass er im Foyer der Noblesse lebe und die liebenswürdigsten Aristokratinnen liebe — und von ihnen geliebt werde. (Vergl. hierzu auch Weill's Urteil in seinen Souvenirs, S. 38).

Wie Musset in dem Salon der Mme Jaubert nicht nur als der Prince grognon oder Prince Café, sondern wegen seiner vielfachen Liebschaften als der Prince Phosphore au coeur volant bezeichnet wurde, so spricht der eitle Heine im Buch Le Grand von sich als von „jenem irrenden Ritter der Liebe, dem Ritter vom gefallenen Stern", Bartels dagegen will ihm in seiner erbarmungslosen Abhandlung (S. 58) nicht etwa den Titel „Meister Frauenlob", sondern nur den eines „Meister Dirnenlob" zuerkennen. Er hat dabei an erster Stelle jedenfalls an die von vielen Seiten als anstössig, ja gemein bezeichneten Grisettenlieder in „Verschiedene" gedacht, die nach der Ansicht von Betz vielleicht durch Mussets

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Grisettennovelle „Frédéric et Bernerette“ könnten veranlasst worden sein. Diese Meinung ist nicht ganz von der Hand zu weisen, da die Namen der Heldinnen wie die ängstliche Abwehr der Erwähnung Deutschlands in Angélique 7 deutlich auf jene leichtfertigen Pariser Geschöpfe hinweisen, deren Mitte Louise, eine der kurzen Liaisons Mussets und Urbild der Bernerette, entstammte. Sonst könnten jene erotischen Ergüsse ebenso gut Erinnerungen an galante Abenteuer in Hamburg oder Berlin darstellen; denn dass Heine, wie Betz (S. 5 und 7) behauptet, weder Schwelger und Bonvivand noch Don Juan gewesen sei, ist nach seinen brieflichen Offenherzigkeiten, seinen „Geständnissen“ und seinen autobiographischen Erzählungen, besonders den „Memoiren des Herrn von Schnabelewopski“, und seinen Bemerkungen in der „Romantischen Schule“ III. 2 nicht recht zu glauben; vielmehr kann man daraus ziemlich klar ersehen, dass die Damen seiner Wahl wie vielfach die Mussets, besonders in dem letzten Abschnitt seines Lebens, mit der feinen Welt nichts zu tun hatten.

In Bezug auf Musset ist ein Beweisstück der Brief des treuen Tattet an Ulric Guttingner vom Jahre 1853 (s. Séché I. 118), wo ersterer schreibt: „Alfred continue à être plongé dans les filles; il y laissera son génie et sa santé. Quel affreux suicidé“. Und dass er das Leben eines Wüstlings frühzeitig nur zu genau kennen gelernt und den Fluch, der auf ihm ruht, an sich selbst empfunden hatte, bezeugen die lebenswahren Schilderungen und die warnenden Klagen in der Confession IV. 2, die verschiedenen unverkennbaren Spiegelbilder seines von dem Schmerz des Jahrhunderts angekränkelten inneren Menschen in fast allen Werken, ein Frank und ein Rolla, ein Fantasio und ein Lorenzaccio.

Allerdings mag für Musset wie für Heine die Entschuldigung gelten, mehr noch für den letzteren, der im Guten wie im Bösen gern aufschnitt und sich für gefährlicher oder verderbter hinzustellen liebte, wie er wirklich war, dass sie bei ihren Selbstportraitierungen mit schonungsloser, fast unkluger Aufrichtigkeit ihre Fehler und Schwächen aufdeckten.

Der Zauber, den das üppige Paris auf jeden lebensfrohen Geist ausübt, hatte es dem zugewanderten Rheinländer ebenso angetan wie dem geborenen Pariser; einen wie den anderen zog es immer wieder unwiderstehlich nach der Weltstadt zurück, deren verderblichen Reiz der letztere klarer erkannte und oft betonte:

„Cet ennuyeux Paris que j'adore“ (Brief an den Bruder vom Juni 1840);

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Cet ennuyeux et adoré pavé de la meilleure et de la plus exécrable des villes“ (Brief an Tattet vom Septbr. 1840);
„Paris, la Babylone moderne“ (Confession d'un enfant du siècle, III. 1);
„Cet immense égout qu'on appelle Paris“ (Lettre à Lamartine).

Heine dagegen verherrlicht die Seinemetropole an verschiedenen Stellen seiner Werke, so z. B. in den „Französischen Zuständen“ I und II, wie in den „Florentinischen Nächten“ II; in der Vorrede zu der Französischen Ausgabe (F.) seiner „Lutetia“, die Elster in dem Lesarten-Anhang zu Band 6 seiner Heine-Ausgabe wiedergibt, macht Heine der geliebten Lutèze eine überschwengliche Liebeserklärung: „Ne doute jamais, ô ma toute-belle, de la sincérité de ma tendresse“, und in den „Historien“ (der weisse Elefant) singt er:

„Es lebt sich so lieblich, es lebt sich so süss
Am Seinestrand, in der Stadt Paris“.

Dass das an Zerstreuungen so überreiche Pariser Leben für einen davon berauschten jungen Mann, trotz der mannigfachen Anregungen, die es bot, inbezug auf die nötige innere Sammlung, der ruhigen, stetigen, zielbewussten Entwicklung seines Genius nicht förderlich sein konnte, beweisen die langen Zeiträume, in denen unsere beiden Dichter, ganz im Genussleben aufgehend, ausserordentlich wenig Beachtenswertes geschaffen haben. So geht, was namentlich den deutschen Dichter anbetrifft, die Meinung aller Biographen, auch der französischen, dahin, dass die Loslösung vom heimischen Boden der Heineschen Muse nicht günstig war, was Gottschall (S. 54) mit den Worten ausdrückt: „Der Einfluss der Pariser Luft war seiner Dichtung nicht förderlich, und sie streifte den Schmelz von den Schwingen seiner Lyrik“.

Wenn wir nach dieser berechtigten Abschweifung zu den für das ganze Leben Heines und Mussets bedeutsamen Frauengestalten zurückkehren, so möchten wir nicht unbemerkt lassen, dass George Sand auch mit dem geistreichen Deutschen bald gut bekannt war, dass der eigentümliche Reiz ihrer seltsamen Schönheit und ihres Wesens ihn anfangs betroffen machte (s. Brief an die Prinzessin Belgiojoso vom 5. April 1835), dass er sie dann seinem Bruder gegenüber als „mein bester Freund George Sand“ bezeichnete, und dass er in dem Anhang zu den „Briefen an August Lewald“ (1840) und in der „Späteren Notiz“ (1854) nochmals über den von ihr ausgehenden Zauber und ihre literarische Bedeutung ausführlich und bewundernd

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

spricht. Seltsam berühren uns dann allerdings die aus dem folgenden Jahre und zwar aus einem Briefe an den Bruder Gustav („Heine-Reliquien", Brf. vom 11. Septbr. 1855) stammenden Worte: „Die George Sand ist mir fremd wie allen ihren früheren Freunden"... und gar erst der in einem Briefe an Laube (vom 12. Oktober 50; s. A. Bartels, S. 79) befindliche, echt Heinesche Ausfall: „George Sand, das Luder, hat sich seit meiner Krankheit nicht um mich gekümmert"..... — —.

In den Spezialabhandlungen, die uns Kohut und andererseits Kaufmann über Heines Liebesleben geben, und in dem 2. Teile des Werkes von Léon Séché über Musset behandeln die Verfasser ausführlich alle weiblichen Personen, die in ein näheres Verhältnis zu den zwei Dichtern getreten sind; dabei nehmen, hoch über den flüchtigen Passionen für Damen vom Theater, deren galante, ja feurige Verteidiger sie wurden, Heine inbezug auf die liebliche Schauspielerin Therese Peche in Hamburg, Musset für die zwei Pariser Berühmtheiten, die Rachel Felix und die Pauline Garcias, vor allem zwei den vornehmsten Kreisen angehörende Frauengestalten die erste Stelle ein, denen beide Dichter eine Zuneigung, bei der einen mehr Liebe, bei der anderen mehr Freundschaft, gewidmet haben; wir meinen die zwei schon im ersten Teil erwähnten, hervorragenden Vertreterinnen der Pariser Salondamen, Mme Jaubert und die Prinzessin Belgiojoso.

An die erstere, Mussets „marraine", die von ihrem „filleul" wohl auch „la petite fée" genannt wurde, und über deren kleine Füsse er wie Heine in Entzücken geraten konnten (s. Brief Heines vom 22. April 1835), richtete der Dichter des Rolla eine Reihe von naiv-freimütigen, machmal auch etwas egoistischen Briefen, „des feuilles détachées du carnet de son coeur" worin er ihr seine grossen und kleinen Leiden klagte. Sie erfuhr seine geheimsten Gedanken, und ihre Rolle als Mentor beruhte nach Janzé (S. 199) auf einer sehr nachsichtigen Moral, sodass Musset sie in der Mme Léry seines Proverbs „Le Caprice" als echte „femme du monde", als „portrait exact de la Parisienne par excellence" treffend verkörpert hat. Auf ihn wie auf Heine, namentlich auf dessen launische, rachsüchtige Anwandlungen übte sie einen ausserordentlich besänftigenden, heilsamen Einfluss aus, und mit ihrem erbarmungsreichen Gemüte war sie beiden in ihren letzten Leidensjahren eine stets hochwillkommene Trösterin.

Weit gefährlicher wurde den leicht entflammbaren Herzen unserer zwei Dichter jene seltsame, verführerische italienische Schönheit, die Prinzessin Belgiojoso, in den Briefen Mussets

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

an die Marraine häufig „Uranie“ oder Prinzessin „Turandot“ genannt, in deren schrecklichen, grossen Sphinxaugen der arme Musset sich ganz verloren hatte, für deren Schönheit und Geist beide schwärmten, sodass auch Heine in seinen Briefen an sie schmeichlerisch-süsslich wird. Aber nur Musset war es, der durch sie um eine kurze, schmerzliche Herzenserfahrung bereichert wurde, während sich Heine klüglich mit dem Titel eines Freundes begnügte. Sie freute sich über die achtungsvolle Zuneigung, die er ihr bezeugte, gewann einen tiefen Einblick in sein Schaffen, wurde noch mehr wie die Marraine seine Ratgeberin, auf deren Meinungen er hörte; sie erwies sich als seine Fürsprecherin bei den Leitern des Staates (Thiers) und blieb, wie es sich klar aus ihren herzlichen Briefen ausspricht, eine für seine Gesundheit besorgte Freundin, auch als er durch seine Heirat ihr und ihren Kreisen mehr entfremdet wurde. Einen interessanten Aufsatz über das Aufsehen, das sie längere Zeit in Parris erregte, hat Octave de Barral in der Revue hebdomadaire von 1906, No. 37, unter dem Titel veröffentlicht: „Le Salon de la Princesse de Belgiojoso.“

Diese vornehme Dame war für Heine in Paris also das, was ihm in Berlin die allerdings weit ältere, durchaus nicht schöne, aber „geistreichste Frau des Universums“ gewesen war, nämlich Rahel, die Gattin seines Freundes Varnhagen von Ense, deren Salon für den jungen Heine ungefähr dieselbe Bedeutung gehabt hatte, wie das Cénacle Victor Hugo's für Musset. Nach Max Heine (S. 236) soll ja die Rahel dem mutwilligen jungen Dichter den aristophanischen Beinamen eines „ungezogenen Lieblings der Musen“ gegeben haben; und der „unermüdlichen Teilnahme der liebreichen Freundin“ gedenkt er noch mit gerührten Worten in der Vorrede zur 2. Auflage des Buches der Lieder im Jahre 1837.

Indem der schon mehrfach erwähnte Legras die leider nur zu kurze Zeit währende günstige Einwirkung auf Heine seitens der Belgiojoso hervorhebt, ist er der Überzeugung, dass der letzte grosse Herzensroman, der die 2. Hälfte von Heines Leben ausfüllte, seine Leidenschaft für Mathilde Mirat und seine schliessliche Verheiratung mit ihr, für den Menschen wie für den Dichter ein Unglück gewesen sei, so dass er sie direkt „le mauvais génie de Henri Heine“ nennt (S. 188). Allerdings nahm sie infolge ihres niedrigen geistigen Niveaus nicht an seinem Schaffen teil (vergl. seinen Brief an Laube vom 27. Septbr. 1835: „Ich bin verdammt, nur das Niedrigste und Törichtste zu lieben“) und kannte ja nicht einmal seine Muttersprache; allerdings machte sie ihm durch

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ihre Verschwendungssucht das Leben oft schwer (vergl. in Heine-Reliquien Briefe an Bruder Gustav vom März und 15. Juli 1851, desgl. verschiedene Briefe an Detmold), aber aus zahlreichen anderen Briefen an Freunde und Verwandte wie an sie selbst spricht doch eine so tiefe, eifersüchtige, wenn vielleicht auch bloss sinnliche Liebe, wie sie Heine meist nur fühlte, und die verschiedenen glaubhaftesten Zeugen, namentlich der Graf d'Alton-Shée, (s. Kohut S. 311) erzählen von dem freilich nicht ungetrübten häuslichen Glück Heines so lebenswahr, dass dadurch die gegen Mathilde erhobenen Anklagen zum grossen Teil widerlegt werden. Freilich, eine Muse, wie ihm in seiner Studienzeit einst die verführerisch schöne Friederike Robert gewesen war, an die er unter anderem auch einen Sonettenkranz richtete, konnte ihm Mathilde nicht werden, obgleich aus den auf sie bezüglichen Gedichten seiner letzten Leidenszeit (z. B. „Lazarus“ No. 17, zum „Lazarus“ No. 20 u. 23) seine treusorgende Liebe herausklingt.

Musset dagegen fand in dem letzten, verhältnismässig harmonischsten Romane seines abwechslungsreichen Liebeslebens eine solche Muse in Aimée d'Alton-Shée, der Cousine jener eben ausführlicher behandelten Frau Jaubert. Diese also der besten Familie angehörende, ebenso reizende wie geistreiche, für Mussets Poesien schwärmende junge Dame verstand es, den flatterhaften Dichter fast zwei Jahre an sich zu fesseln, und unter ihrem Einflusse arbeitete er in den Jahren 1837-38 mehr denn je. Auch dieses Liebesidyll hat bekanntlich Musset in einem Werke, nämlich in seiner Novelle „Le Fils du Titien“ verewigt; zwei Sonette darin haben direkt auf die Geliebte Bezug, und die an sie gerichteten, erst vor Jahresfrist der Öffentlichkeit übergebenen Briefe zeigen uns, wie der Herausgeber mit Recht in der Vorrede bemerkt, einen viel sympathischeren Musset, als wie er uns aus den überspannt-verzweifelten Ergüssen an die George Sand entgegentritt.

Wenn wir die zärtlichen Kosenamen lesen, die Musset in jenen Briefen für die Geliebte ersann, wenn wir uns die feurigen Liebesbeteuerungen vergegenwärtigen, mit denen der in Hamburg weilende Heine sehnsüchtig der „kleinen Frau“ gedenkt, so möchten wir fast annehmen, dass beiden das Bild der ersten Herzenskönigin nur noch als eine dunkle Erinnerung gegenwärtig sei; die Augen freilich, die es ihnen einst angetan, vermögen sie nicht aus dem Gedächtnis zu verbannen, wie die Worte Heines beim Anblick des Töchterchens seiner Jugendliebe dartun:

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Sie hat dieselben Augen, die mich einst elend gemacht“ und Mussets Vers im „Souvenir des Alpes“ noch viel treffender bezeugt:

„Ote-moi, mémoire importune,
Ote-moi ces yeux que je vois toujours.“

Um den Geliebten zu retten, der bald wieder unaufhaltsam seinen alten Lastern, dem Absinth und dem Verkehr mit den Damen der Halbwelt, verfiel, forderte Aimée ihn dringend auf, sie zu heiraten; dasselbe Anerbieten soll ihm zweimal die schöne Marquise de Castries gemacht haben, mit der ihn eine reine Freundschaft verband (s. Séché I. 342), in deren Salon er bis zuletzt am häufigsten verkehrte und wie ein Kind des Hauses behandelt wurde. Musset fühlte aber selbst, dass er seinem ganzen Charakter nach noch viel weniger wie Heine für das ruhige Glück des ehelichen Zusammenlebens geschaffen war, dass er überdies durch sein ausschweifendes Leben für dasselbe an Geist und Körper geradezu unfähig geworden war.

Bei der heftigen Erkrankung, die im Jahre 1840 und später immer häufiger und gefährlicher als Folge des wüsten Genusslebens eintrat, war die Erscheinung der sanften, frommen Pflegerin, der soeur Marcelline, ein Lichtpunkt für den aufgeregten Patienten; sie erweckte in ihm nicht nur die schlummernden religiösen Gefühle wieder, sondern auch eine Verehrung ihrer Persönlichkeit, die nahe an Liebe grenzte. In ähnlicher Weise tauchte am letzten Krankenlager Heines ein weibliches Wesen auf, allerdings ganz anderer Art, die bekannte Mouche, die noch einmal in dem fast schon mit dem Tode ringenden Körper die Glut einer kaum erklärlichen Leidenschaft entfachte. Diese machte sich in den zärtlichsten Billets und Gedichten Luft, in denen vor allem die ohnmächtige Sehnsucht des nach Sinnengenuss lechzenden Dichters zum Ausdruck kommt; und Legras hat nicht so unrecht, wenn er (S. 375) meint, dass Camilla Selden vielleicht das einzige Weib sei, das Heine geliebt habe, und zwar einfach deshalb, weil sie die einzige unter seinen Geliebten war, die ihn begriffen hatte.

Die furchtbare, wohl meist selbstverschuldete Zerrüttung des ganzen Nervensystems, die Heine und Musset schliesslich dem Tode zuführte, hatte eigentlich nur darin Aehnlichkeit, dass sie in der letzten Periode Zustände herbeiführte, in denen den Leidenden jedes Geräusch unerträglich wurde, und dass sie den traurigen Abschluss zweier vielversprechenden Dichter-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

leben bildet. Heine war zwar schon seit dem Jahre 1848 an das Krankenlager gefesselt und wurde von viel schrecklicheren Qualen heimgesucht als Musset; aber bis zum letzten Tage blieb er geistig klar und dichterisch tätig, während jener fast ebenso lange, namentlich seit dem Jahre 1854, wie die Marraine (S. 224) erwähnt, körperlich und geistig gebrochen, der Schatten früherer Tage, herumwandelte und nur noch sehr wenig Nennenswertes hervorbrachte, so dass Montégut (S. 808) das im Jahre 1850 gedichtete Lustspiel „Carmosine" als seinen Schwanengesang bezeichnet.

Wenn ferner Heine, wie schon gesagt, seit dem Jahre 1848 die „Matratzengruft" nicht wieder verlassen hat, brieflich stand er mit der Aussenwelt, mit Familie und Freunden in lebhaftester Verbindung, und sein letzter, mit Bleistift gekritzelter Gruss an die Mutter datiert vom 26. Jan. 1856. Von Musset haben wir aus der letzten Zeit, besonders seit dem Jahre 1850, keine bemerkenswerten Beweise eines schriftlichen Verkehrs; der letzte lange Brief, nämlich der an seinen Bruder in Italien, rührt aus dem Jahre 1843 her; aber wenn Betz behauptet, dass wir überhaupt nicht viel Briefe von Musset hätten, so hat er dabei doch zu wenig die zahlreichen, oft 6 Druckseiten umfassenden Ergüsse an die Sand, die häufig ebenso ausführlichen vertraulichen Mitteilungen an die Marraine und die ganze Reihe der Liebesbriefe an Aimée d'Alton-Shée in Betracht gezogen oder vielmehr ziehen können.

Aehnlich wieder war in den letzten Lebensjahren die Vereinsamung, die um beide Dichter (bez. Musset s. Barine S. 165) herrschte, und die, der ungetrübten geistigen Regsamkeit zufolge, Heine weit schmerzlicher empfand wie Musset, obwohl einzelne, wenige Freunde sie bis zuletzt nicht im Stich liessen und namentlich dem deutschen Dichter noch in den letzten Wochen Damen der besten Gesellschaft ihre Verehrung bezeugten.

Nach der Versicherung verschiedener Besucher aus dem letzten Jahrzehnt (vergl. z. B. Meissner, S. 3) war bei Heine der Gesichtsausdruck trotz der fortschreitenden Lähmung der Augenlider von eigentümlicher Schönheit und schwärmerischer Schwermut und zeigte bei lebhafter Unterhaltung das alte, dämonische Lächeln, bei Musset dagegen stellte das letzte Weib, das kurze Zeit neben den Kreaturen aus dem Sumpfe der Weltstadt ihn anzog, nämlich die temperamentvolle, „antilopenäugige" Schauspielerin Louise Colet, schon Anfang der vierziger Jahre eine gewaltige Veränderung, gegenüber dem äusseren Eindruck von 12 Jahren vorher, in seiner immer noch ver-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

führerischen Erscheinung fest (s. Rev. hebd. von 1910. No. 10: „Une Muse" par le Marquis de Ségur). Das Bild aber, das später (s. den Artikel von Gaston Deschamps über Octave Feuillet in der Rev. hebd. von 1910. No. 8), nach dem Bericht einer Dame, die Gestalt des Dichters bei zwei Gelegenheiten darbietet, ist geradezu trostlos; das erste Mal wird er gegeschildert als „un monsieur très affaissé, qui prenait tristement un boc, le visage rouge et l'oeil éteint", und an der anderen Stelle heisst es: „Il avait l'oeil mort et la lèvre pendante; elle ne lui put tirer un mot pendant tout le repas et au dessert il s'endormit".

Daher kommt es auch, dass, während Heine in seinen letzten Gedichten nach Augenblicken düsterer Ergebung immer wieder mit verzweifelter Auflehnung gegen das Schicksal und mit wollüstiger Sehnsucht sich ans Leben klammert, Mussets letzte Verse vom Jahre 1857 Mutlosigkeit und Kampfesmüdigkeit ausatmen:

„L'heure de ma mort depuis dix-huit mois
De tous les côtés sonne à mes oreilles. —
Ma force à lutter s'use et se prodigue.
Jusqu'à mon repos tout est un combat;
Et, comme un coursier brisé de fatigue,
Mon courage s'éteint et s'abat" ....

Nach verschiedenen Quellen soll Musset vor seinem Tode gebeichtet haben und als gläubiger Katholik gestorben sein, wie er denn, trotz allen Haderns mit und Zweifelns an der Gottheit, als „chrétien d'instinct" (s. Janzé S. 136) sich nie recht von der positiven Religion getrennt hat. Von Heine dagegen kann man nur sagen, dass seine von mancher Seite (z. B. vom Bruder Gustav in den Heine-Reliquien S. 250, 252) gepriesene Bekehrung, wie er verschiedenfach selbst gesteht, am deutlichsten im Nachwort zum Romanzero (1851), ihm vom Schicksal abgerungen war, als seine auf trügerischen Sophismen aufgebaute, eitle Selbstvergötterung angesichts der schrecklichen Heimsuchung durch den zürnenden Jehovah zusammenbrach. Andererseits ist unseres Erachtens auch Heine, selbst in den Jahren seiner unverhülltesten Empörung gegen die göttliche Weltordnung, wie sich aus vielen Stellen in seinen Werken unschwer nachweisen liesse, nicht der volle und überzeugte Gottesleugner gewesen, als der er vielfach hingestellt wird; vielmehr könnte man ihn, mit Rücksicht darauf, dass er in seinen Schriften immer wieder auf religiöse Fragen zu sprechen kommt, mit derselben Berechtigung wie seinen französischen Geistes-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

verwandten Musset einen Gottsucher nennen, wenn er dabei oft auch auf bedenkliche Abwege geriet.

Die letzte Phase im Dasein der beiden Dichter hatte noch einmal den grossen Unterschied hervortreten lassen, der bei aller Ähnlichkeit in ihrem Leben klar zu bemerken ist: Die Tage Mussets wurden fast nur ausgefüllt von der Sehnsucht nach dem Genuss, von masslosem Geniessen selbst und von der unmännlichen Klage um unwiederbringlich verlorenes Liebesglück; wenn auch das alles im Erdenwallen und Dichten Heines einen breiten Raum einnimmt, so muss man ihm doch zugestehen, dass noch andere Interessen, ja Ideale seinen ungestümen Geist erglühen liessen, und der Kampf, der meist selbstgewollte und selbstverschuldete Kampf gegen literarische und politische Widersacher, gegen veraltete Einrichtungen und ihre Vertreter, aber auch gegen altehrwürdige menschliche und göttliche Satzungen, das Rütteln an den urewigen, dem Menschenwitz gesetzten Schranken, kurz alles, was in gesunden Tagen das Wesen seiner Schriften hauptsächlich ausmachte, es bebt und wogt noch durch seine letzten Gesänge.

Der Tod, der oft herbeigesehnte und wieder verwünschte Erlöser, erschien bei Heine reichlich ein Jahr eher als bei Musset, dessen krankes, ungeduldig schlagendes Herz am 2. Mai 1857 endlich auch still stand. Noch bis ans Grab war ihr Los insofern das gleiche, als nur wenige treue Freunde die irdische Hülle der stürmischen Seelen zur letzten Ruhestätte begleiteten, die Heines nach dem Montmartre-Friedhof, die Mussets nach dem Père-Lachaise. Aus dieser Teilnahmlosigkeit beim Hinscheiden zweier Männer, die jahrelang im Mittelpunkt des Interesses breiter Kreise des Pariser Lebens gestanden hatten, könnte man fast auf die Vermutung kommen, als ob ihre Persönlichkeit oder ihr dichterisches Schaffen keinen bedeutenden, dauernden Eindruck dort oder anderswo hinterlassen hätten. Dem ist aber durchaus nicht so; im Gegenteil wird man, wenn man z. B. jahrelang die Artikel irgend einer hervorragenden französischen Zeitschrift belletristischer Art verfolgt, in verhältnismässig kurzen Zwischenräumen darin immer wieder den Namen Heines oder Mussets in irgend einem Zusammenhange genannt finden.

Wenn wir in den vorstehenden Erörterungen auch nur gelegentlich auf die Werke unserer beiden Autoren eingegangen sind, so muss doch selbst dem Uneingeweihten namentlich aus dem letzten Teile klar geworden sein, dass das weibliche Geschlecht in allen ihren Schriften die Hauptrolle spielt (s. Hennequin (S. 73): „En effet, à chaque page de Heine ce

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sont des jeunes filles que l'on rencontre"), und dass die Liebe in ihrem Dichten dieselbe Bedeutung hatte wie in ihrem Leben.

Mag daher die Verurteilung ihrer oft bis zur Lüsternheit sich steigernden Sinnlichkeit, ihres häufig an Lästerung streifenden Spottes über religiöse Dinge voll berechtigt sein, mögen Mussets Leichtfertigkeit und Heines Cynismus, mit dem er zuweilen sich über alle Gesetze der Moral hinwegsetzte, auf manche dafür empfängliche Gemüter unheilvoll eingewirkt haben; als Dichter der Liebe werden sie in den Herzen der für Poesie begeisterten Kreise, vor allem der leicht entflammbaren Jugend, fortleben. Wie Montégut (S. 139), auf den Ausspruch der Mme Jaubert bezugnehmend: „Alfred de Musset sera la personnification de la jeunesse et de l'amour"; diese Worte als die einzig wahre Bemerkung erklärt, die man über ihn machen könne, so schliesst Schmidt-Weissenfels (S. 142) das letzte Kapitel („Totenehre") seiner sonst meist sehr herben Ausführungen über Heine mit der Zeile: „Er war der Dichter der Liebe, auf die schönste und lieblichste Weise, der Liebe jeder Art".

Als solcher Dichter der Liebe hat aber der Verfasser des „Buchs der Lieder" ebenso gut wie der Sänger der „Nuits" Anspruch auf das Denkmal, das Bartels dem antinationalen jüdischen Gottesleugner, „dessen Eitelkeit grösser als seine Frechheit war", im Jahre 1906 verweigern wollte, wogegen unter anderen das Leipziger Tageblatt am 24. Septbr. 1909 energisch für eine Ehrung Heines gerade in der von ihm so viel geschmähten Stadt Hamburg eintrat. Nun, Hamburg besitzt jetzt dieses umstrittene Denkmal, nachdem der verstorbene Buchhändler Campe das von der hohen Verehrerin des Dichters, der verstorbenen Kaiserin Elisabeth von Oesterreich, diesem auf dem Achilleion in Korfu errichtete Standbild angekauft hat und letzteres am 28. Oktober 1910 im Ehrenhofe des Kontorhauses Barkhof in der Mönckebergstrasse enthüllt worden ist. Und dass auch heute noch drüben über dem Kanal in dem Lande, das Heine in seinen Schriften fast bei jeder Gelegenheit mit seinem Spott, überhaupt mit Beweisen seiner Abneigung wahrlich nicht verschont hat, Bewunderer seines Genies zu finden sind, beweist die Anbringung einer Gedenktafel an dem altertümlichen Hause in der Londoner Graven Street, wo er während seines Besuches im Jahre 1827 wohnte.

Uebrigens soll nach einer Mitteilung in Reklams „Universum" (1911, Heft 9) Hamburg tatsächlich die Stadt sein, die Heine das erste offizielle Denkmal widmen wird, da der

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Senat bereits die Bewilligung eines öffentlichen Platzes zugesichert habe und die Ausführung des Kunstwerkes dem Schöpfer des Hamburger Bismarckdenkmals, Hugo Lederer in Berlin, übertragen worden sei.

Auch Musset ist die Ehre zuteil geworden, dass nicht nur eine Strasse am äussersten Ende von Auteuil nach ihm genannt, sondern dass auch sein Steinstandbild in einer Nische des Pariser Rathauses aufgestellt worden ist (s. Janzé, S. 256, 258), und im Jahre 1810 hat er endlich die öffentliche Anerkennung gefunden, die Jean Carrère in einem die Licht- und die Schattenseiten der Mussetschen Muse beleuchtenden Aufsatz der Revue hebdomadaire (1902. No. 37, S. 327), anlässlich der bevorstehenden Centenarfeier „d'un poète qui eut du génie et dont la renommée est universelle", als schon zu lange verzögert hinstellte. Am 10. Juli 1910 wurde nämlich im Cours de la Reine zu Paris das vom Bildhauer Moncel gefertigte Denkmal enthüllt, das den Dichter, umgeben von den herrlich gruppierten Gestalten seiner Hauptwerke, darstellt.

Der Fremdling aber, der vor diesem dem Andenken Mussets geweihten Kunstwerk in Paris oder der in Hamburg vor der Heinestatue einen Augenblick länger verweilt, als es das Durchschnittspublikum der Grossstadt zu tun pflegt, er wird, namentlich wenn er nicht bloss etwas von den Liedern der beiden Sänger weiss, sondern einen Blick in ihre Lebensgeschichte geworfen hat, beim sinnenden Betrachten des Gebildes aus Stein oder Erz sich sagen: „Der da ist wohl ein schwacher, aber im Grunde seiner Seele kein schlechter Mensch, wohl in gewisser Beziehung ein verführerisch-gefährlicher, aber in anderer Hinsicht auch wieder ein herrlich-begeisternder Dichter gewesen; und wer viel geliebt und gelitten hat, dem mag auch viel verziehen werden!"

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Literatur.

Annales, les, Politiques et Littéraires; Paris, Jahrgang 1909.

Barine, Arvède, Alfred de Musset; Paris, 1893.

Bartels, A., Heinrich Heine. Auch ein Denkmal. Dresden u. Lzg. 1906.

Betz, Dr. Louis P., Heine in Frankreich. Eine literarhistorische Untersuchung. Zürich, 1894.

Derselbe, Heinrich Heine und Alfred de Musset. Eine biographisch-literarische Parallele. Zürich, 1897.

Ducros, Louis, Henri Heine et son temps (1799-1827); Paris, 1886.

Gauthier-Ferrières, Musset. Paris, 1911.

Gottschall, Rudolf v., Die deutsche Nationalliteratur des 19. Jahrhunderts. 6. Auflage, Breslau, 1891.

Heine-Briefe. Gesammelt und herausgegeben von Hans Daffis. 4. Aufl., Berlin, 1909.

Heine, Heinrich. Herausgeg. von Dr. E. Elster. 7 Bde. Leipzig, 1887-90.

Heine, Heinrich. Herausgegeben bei Hoffmann u. Campe; Hamburg, 1890. Mit einer Biographie von Karpeles.

Heine, Maximilian, Erinnerungen an Heinrich Heine und seine Familie. Berlin 1868.

Heine-Reliquien. Neue Briefe und Aufsätze Heinrich Heines. Berlin, 1911. Herausgegeben von Maximilian Freiherr von Heine Geldern und Gustav Karpeles.

Hennequin, Emile, Ecrivains francisés. Paris, 1889.

Hüffer, Herm., Heinrich Heine. Gesammelte Aufsätze, herausgegeben von E. Elster. Berlin, 1906.

Janzé, la Vicomtesse de, Etudes et Récits sur Alfred de Musset. Paris, 1891

Jaubert, Mme de, Souvenirs. Paris, 1881.

Karpeles, Gustav, Heinrich Heine und seine Zeitgenossen. Berlin, 1888.

Kaufmann, Max, Heines Liebesleben. Zürich, 1897.

Keiter, Heinrich, Heinrich Heine. Sein Leben, sein Charakter und seine Werke. Köln, 1891.

Kohut, Dr. Adolph, Heinrich Heine und die Frauen. Berlin, 1888.

Legras, Jules, Henri Heine Poète (Thèse). Paris, 1897.

Lindau, Paul, Alfred de Musset. Berlin, 1877.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Meissner, Alfred, Heinrich Heine. Erinnerungen. Hamburg, 1856.
Melchior, Felix, Heinrich Heines Verhältnis zu Lord Byron. Berlin, 1903.
Meyer, Richard M., Die deutsche Literatur des 19. Jahrhunderts. Berlin, 1900.
Musset, Alfred de, Oeuvres complètes publiées dans la Bibliothèque Charpentier. Paris, 1903-7.
Musset, Alfred de, Correspondance, recueillie par Léon Séché. Paris, 1907.
Musset, Paul de, Biographie de Alfred de Musset. Sa vie et ses oeuvres. Paris, 1877.
Montégut, Emile, Esquisses littéraires: Alfred de Musset. In der Revue des Deux-Mondes. Paris, 1881.
Montégut, Emile, Esquisses littéraires: Henri Heine I. Années de Jeunesse. In der Revue des Deux-Mondes. Paris, 1884.
Nassen, J, Neue Heine-Funde. Leipzig, 1898.
Nietzki, Dr. Max, Heinrich Heine als Dichter und Mensch. Berlin, 1895.
Revue hebdomadaire, la Paris, Jahrgänge 1902-1910.
Reymond, M. William, Henri Heine et Alfred de Musset; publ. dans la Revue des Cours Littéraires de la France et de l'Etranger. No. 22, Paris, 1866.
Rocca, Principessa della; Henrico Heine, ricordi etc. Roma, 1882.
Schmidt-Weissenfels, Ueber Heinrich Heine. Berlin, 1857.
Séché, Léon, Alfred de Musset, I. L'homme et l'Oeuvre; II. Les Femmes. Paris, 1907.
Strodtmann, Adolf, Heinrich Heines Leben und Werke, 2. Auflage. Berlin, 1874.
Treitschke, Heinrich von, Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert. III. und IV. Teil, 4. Auflage Leipzig, 1897.
Ujfalvy, Karl Eugen von, Alfred de Musset. Eine Studie. Leipzig, 1870.
Weill, Alexandre, Souvenirs intimes de Henri Heine. Paris, 1883.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Meissner, Alfre rg, 1856.
Melchior, Felix, Berlin, 1903.
Meyer, Richard nderts.
Berlin, 1
Musset, Alfred Bibliothèque
Charpen
Musset, Alfred . Paris, 1907.
Musset, Paul d ses oeuvres.
Paris, 18
Montégut, Emi In der Revue
des Deu
Montégut, Emi nées de Jeu-
nesse. I 4.
Nassen, J, Neu
Nietzki, Dr. Ma Berlin, 1895.
Revue hebdom
Reymond, M. V publ. dans la
Revue d nger. No. 22,
Paris, 18
Rocca, Princip oma, 1882.
Schmidt-Weiss 7.
Séché, Léon, A Les Femmes.
Paris, 19
Strodtmann, A . Auflage.
Berlin, 1
Treitschke, He rhundert.
III. und
Ujfalvy, Karl E Leipzig, 1870.
Weill, Alexand ris, 1883.

© The Tiffen Company, 2007
TIFFEN Gray Scale
A 1 2 R G 3 4 B 5 6 M W 8 G 9 10 K 11 12 C 13 14 Y 15 B 17 M 18 19

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Oskar Meister, Werdau
Buchdruckerei, Markt 27

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf